Nr. 126 — Jahrgang 13 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 3. Juni 1928

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die 50. Völkerbundratstagung

Oberschlesische Fragen wieder auf der Tagesordnung — Protest der polnischen Minderheiten — Vor der Entscheidung über die Schulfragen — Deutschlands Interesse an den Vorgängen in Ostoberschlesien — Der polnisch-litauische Streit

Genf. Die polnische und deutsche Delegation sind Sonnabend morgens in Genf eingetroffen, um an der 50. Sitzung des Völkerbundsrats teilzunehmen. An der Tagesordnung des Völkerbundsrats stehen neben der rumänischen Optantenfrage, die Untersuchung über die St. Gotthardt-Affäre, der polnisch-litauische Konflikt und einige Fragen aus Oberschlesien. Die polnischen Minderheiten in Deutsch-Oberschlesien haben einen Protest wegen der bekannten Roßberger Vorfälle eingereicht, die indessen wohl kaum zur Verhandlung kommen, da ja die Verurteilten gegen die erstinstanzliche Entscheidung Revision eingelegt haben. Bekanntlich hat Deutschland sofort in diesem Falle eingegriffen und die Schuldigen verurteilt. Ferner hat der Deutsche Volksbund eine Beschwerde wegen des Terrors bei den Schulanmeldungen an den Völkerbund eingereicht. Die Frage selbst steht aber noch nicht auf der Tagesordnung, doch ist zu erwarten, daß auch die polnische Delegation Wert darauf legt, daß die hier so überaus heiklen Fragen, besonders die Auslegung des Haager Schiedsspruchs, an der jetzigen Tagung des Völkerbundsrats zur Entscheidung kommen. Der polnische Außenminister hat ja in seinem Exposé eine solche Entscheidung bereits angekündigt. Deutscherseits wird behauptet, daß diese Angelegenheit schon jetzt entschieden werden muß, wenn sich die deutsch-polnischen Beziehungen nicht noch weiter verschärfen sollen. In Berlin wird versichert, daß Deutschland an den Vorgängen in Ostoberschlesien das größte Interesse habe und alles tun werde, um seinen bedrängten Volksgenossen zu Hilfe zu kommen, soweit dies im Rahmen des Völkerbundes möglich ist. Doch sei vor großen Hoffnungen gewarnt, da der Völkerbund juristischen Fragen aus dem Wege gehe und sie lieber dem internationalen Schiedsgericht überweise. Die oberschlesische Schulfrage kann also auch diesmal wieder eine Verzögerung erfahren.

Das Resultat von Toulouse

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Toulouse, den 30. Mai 1928.

Nur kleine, unwichtigere Erregungen gab es in Toulouse beim 25. Kongreß der französischen sozialistisch. Partei, Im allgemeinen verliefen die Debatten in einer Atmosphäre von Ruhe, wie man es im französischen Sozialismus seit Jahren nicht mehr gewohnt war. Und diese Aenderung des äußeren Bildes ist infolge der letzten politischen Ereignisse auch völlig verständlich: Die Oppositionspartei, die vor den letzten Wahlen nicht sicher sein konnte, ob sie morgen die Macht in Frankreich in Händen haben wird oder nicht, steht jetzt, nachdem leider zuviele Franzosen ihre Hoffnungen auf Poincaree setzen, vor der Notwendigkeit, einmütig gegen das heutige Regierungssystem Front zu machen und alles, was die verschiedenen Tendenzen trennt, zu Gunsten der großen sozialistischen Aufgabe zu vergessen. So traf man auf diesem Kongreß zum ersten Mal nur bei Tendenzen in der französischen sozialistischen Partei: rechts die Gruppe Renaudel-Boncour, ganz links Maurin, und in der Mitte haben sich die beiden größten Parteiströmungen Faure-Severac und Bracke-Zyromski unter der Führung von Leon Blum zusammengefunden.

Aus dem Bericht, den das Parteisekretariat an den ersten zwei Kongressen lieferte, geht der weitere Aufstieg der Partei hervor. 1926 zählte sie 3323 Gruppen in Frankreich. Im Laufe des letzten Jahres konnte man es bis auf 3398 Gruppen bringen. Die Partei zählt heute 100 Abgeordnete, 14 Senatoren, 201 Generalräte, 115 Arrondissementräte, 10 634 Stadträte und 741 sozialistische Bürgermeister. Auch Toulouse, die alte Wirkungsstätte von Jaures, der Philosophieprofessor an der Universität war, hat einen Stadtrat mit sozialistischer Mehrheit. Billieres ist hier Bürgermeister. Als Billieres vor zwanzig Jahren in Gegenwart von Jaures bei dem Toulouser Sozialistenkongreß von 1908 feierlich versprach, daß die Toulouser Sozialisten das Stadtparlament erobern würden, sah man noch manches ungläubige Lächeln auf vielen Gesichtern. Heute ist das Bild von Jaures im Festsaal des Toulouser sozialistischen Rathauses, gemalt von einem Toulouser Genossen.

Diese starke Arbeit der Sozialisten in den Parlamenten der großen Städte (die fast alle — bis auf Paris — einen sozialistischen Bürgermeister haben, zeigt, daß in Frankreich die Verhältnisse es den Sozialisten gestatten, zahlreiche fortschrittliche Reformen durchzuführen, ohne sich an der Regierung zu beteiligen. In der großen Rede, die Leon Blum auf dem Kongreß hielt, zeigte er besonders, daß die Vergangenheit beweise, wie falsch es sei zu sagen, nur durch ministerielle Beteiligung können die Sozialisten einen Einfluß haben. „Opposition realisatrice“ nannte Leon Blum die Taktik, welche jetzt von der sozialistischen Parlamentsgruppe eingeschlagen werden muß: eine Opposition, die im Kampf gegen die Regierung versuchen will, mehr durchzusetzen als wenn sie sich an der Regierung beteiligt, vorausgesetzt, daß die Kommunisten der französischen sozialistischen Partei nicht wieder in den Rücken fallen.

Als 1920 auf dem Weihnachtskongreß von Tours die Kommunisten aus der sozialistischen Partei schieden, da gab es nur einen doktrinalen Unterschied zwischen den zwei Arbeiterparteien. Aber heutzutage kämpft Recht gegen Gewalt, Vertretung und Durchsetzung der Arbeiterinteressen gegen Moskauer Lügendiktatur. Nichts hat so sichtbaren Eindruck auf den Kongreß gemacht wie ein Momentbild aus dem letzten Wahlkampf, das Leon Blum uns zeigte: In seiner letzten Wahlversammlung vor dem ersten Wahlgang, wo infolge eines jener Wunder menschlicher Elastizität, die nur während eines Wahlkampfes möglich sind, 2500 Personen sich in einem ganz engen Raum zusammendrängten, waren 2000 Kommunisten, in Sprengkolonnen verteilt, zum Sturm auf die Rednertribüne bereit. Gleich bei den ersten Worten von Blum setzte ein ohrenbetäubender Lärm ein, die ersten Handgemenge folgten, alles lief durcheinander, Frauen suchten beinahe schon ohnmächtig den Ausgang, die ersten Verwundeten wurden hinausgetragen, — da kam plötzlich die Polizei hinein. „Und nie in meinem Leben“, sagte Blum, „hat mich ein Erlebnis in all seinen Konsequenzen so zur Besinnung gebracht, wie dieses Bild, das nur wenige Sekunden dauerte: Wissen Sie, was die Kommunisten taten, als die Polizei einschritt? Sie klatschten rasend Beifall! Und wissen Sie, was das ist? Das ist reiner Faschismus. Das ist die Anbetung der Politik reiner Gewalt! Dahin hat die kommunistische Verhetzung bei den kommunistischen Anhängern geführt. Ich sah es schon voraus, als ich mit Matteotti wenige Wochen vor seiner Ermordung in Paris zusammen war und als er mich damals dringend vor den Kommunisten warnte und zeigte, wie sehr in Italien Faschismus und Kommunismus zusammenarbeiten.“

Kampf gegen links und Kampf gegen rechts, — das ist die Parole von Toulouse, eifrige Werbearbeit, um die eine Million kommunistischer Wähler wieder der sozialistischen Partei zuzuführen und völlige Abwendung von allen bürgerlichen Radikalen, die in offener oder verschleierter Form mit Poincaree paktisieren. Man wird in der neuen Kammer mit den Sozialisten zu rechnen haben!

Kurt Lenz.

Die Gefahren der polnischen Minderheitenpolitik

Die Erklärung der Ukrainer — Erst Gleichberechtigung, dann Loyalität

Warschau. In der Vollsitzung des Sejm am Freitag wurde über den Haushalt des Landwirtschaftsministeriums beraten. Das Interesse an den Beratungen ist nach den programmatischen Reden der letzten Tage wesentlich abgeflaut. Bei der allgemeinen Aussprache über den Haushaltsplan im polnischen Sejm gab der Führer der ukrainischen „Undopartei“, Dr. Lewicki, namens der ukrainischen Bevölkerung längere Erklärungen ab, die die Wirkung der gegenwärtigen polnischen Nationalitätenpolitik in inner- und außerpolitischer Beziehung erkennen lassen. Lewicki erklärte, daß die Ukrainer auf dem Boden der Unabhängigkeit der ukrainischen und der Vereinigung aller ukrainischen Gebiete ständen. Denn es sei selbstverständlich, daß ein Volk von 30 Millionen nicht auf 6 Millionen seiner Bevölkerung verzichten könne. Der größte Fehler der polnischen Regierung sei, daß man die ukrainische Frage als eine innerpolitische Frage ansehe. Die Frage einer Bevölkerungsmasse von 6 Millionen Ukrainer innerhalb Polens müsse man als Nationalfrage ansehen. Die Lage Polens zu den Mächten Deutschland und Rußland sei mit der gegenwärtigen Politik auf die Dauer nicht haltbar. Der Verlauf der letzten 10 Jahre habe gezeigt, daß das gegen Deutschland gerichtete Bündnis zwischen Frankreich und Polen eine Fiktion sei. Sowohl die Regierung Grabskis wie die Regierung Witos habe eine Orgie der Vernichtung der Ukrainer gefeiert, die einem schauerlichen Totentanz geglichen habe. Mehr als 3000 Schulen und 400 Kirchen seien geschlossen worden u. a. m. Die Regierung Pilsudskis habe liberale Ziele verkündet, aber nichts habe sich an den Methoden geändert. Das wirtschaftliche und kulturelle Leben sei vernichtet, während zu Preußens Zeiten die Kultur des Landes befruchtet gewesen sei. Tatsache ist, daß es noch vor 5 Jahren in der Ukraine keine Kommunisten gab; als Folge der polnischen Politik breite sich der Kommunismus sich gegenwärtig umsomehr aus. Die Ukrainer werden sich erst dann zum polnischen Staate loyal stellen, wenn man sie nicht mehr als Bürger 3. Klasse behandeln werde.

Tschangtsolins Flucht aus Peking

Vor der Uebergabe an die Südtruppen — Tschiangkaischek wünscht Verhandlungen mit Japan

Peking. Marschall Tschangtsolin hat dem hiesigen japanischen Gesandten mitgeteilt, daß er die Absicht habe, Peking am Sonnabend zu verlassen. Der Außenminister der Pekingregierung hat in Begleitung des Sohnes Tschangtsolins Peking in Richtung Mukden bereits verlassen. Die letzten Nordtruppen werden am Sonnabend abend aus Peking abrücken. Nach amtlichen japanischen Meldungen wird die Vorhut der Schansiarmee am kommenden Dienstag vormittag in Peking einmarschieren. In der Stadt herrscht Belagerungszustand.

Wie aus Tokio gemeldet wird, teilt das japanische Kriegsministerium mit, daß der nordchinesische General Tschangtsunschang die Eisenbahnstrecke Tientsin-Pukau geräumt habe und mit seinen Truppen nach Mukden zurückgehe. Die Besetzung der Eisenbahnstrecke durch die Südtruppen stehe bevor.

Der Militärattachee der japanischen Gesandtschaft in Peking hat sich in Begleitung von zwei Offizieren zum General Yen begeben, um diesem die Vorschläge für die Besetzung Pekings zu übermitteln. Die Besetzung der Stadt müsse demnach im Einverständnis mit dem japanischen Oberbefehl erfolgen. Die am besten disziplinierten 6000 Mann der Südtruppen werden in Peking einquartiert. Der Rest verbleibt außerhalb der Stadtgrenzen. Das Betreten des diplomatischen Viertels ist verboten. Ueber den Schutz der Stadt wird ein besonderes Abkommen mit der japanischen Kommandantur geschlossen.



Rücktritt Primo de Riveras?

Aus Madrid wird gemeldet, daß der spanische Diktator nach seiner im August stattfindenden Hochzeit aus Gesundheitsrücksichten zurücktreten wird.

Die Eröffnungssitzung der französischen Kammer

Paris. Die 14. Kammerperiode ist am Freitag unter großem Andrang des Publikums eröffnet worden. Auf der Ministerbank saßen Poincaree, Barthou, Briand, Sarraut, Leygues, Herriot und Bokanowski, begleitet von den jüngsten Deputierten als Sekretäre, betrat Alterspräsident Sibille unter dem gewohnten militärischen Gepränge um 15 Uhr den Saal. In längerer Rede hieß er die Deputierten willkommen. Ohne Zaudern, so erklärte er weiter, müßten die endgültigen Lösungen für die durch den Krieg, der Europa umgestürzt und die Welt verwirkt habe, aufgeworfenen Probleme gefunden werden.

Sibille ließ es im weiteren Verlauf seiner Ausführungen nicht an mehreren Seitenhieben gegen Deutschland fehlen, so, als er auf die von Frankreich aufgenommenen ausländischen Anleihen hinwies und dabei von dem „langen und blutigen Kampf, der ihn Deutschland am 2. August 1914 aufgezwungen habe", sprach. Bei Erwähnung der Rückzahlung der Kriegsschulden erklärte Sibille, man habe zu Anleihen und zu Steuern greifen müssen, da Deutschland nicht die Zahlungen geleistet habe, die man gerechterweise nach dem Versailler Vertrag von ihm erhoffte. (!) Der Alterspräsident ging dann auf die zahlreichen Regierungskrisen ein, die im Verlauf der letzten Jahre 9 Mal einen Wechsel im Finanzministerium herbeigeführt hätten, und kam weiter auf die Bildung des Kabinetts der nationalen Einigung zu sprechen. Ministerkrisen müßten vermieden werden, da das von Poincaree eingeleitete finanzielle Werk noch nicht vollendet sei. Der Redner ließ seine Worte mit der Ueberzeugung ausklingen, daß Frankreich den Lauf einer glorreichen Bestimmung in einem Europa wieder aufnehmen werde, indem der Friede durch Verträge garantiert sei, die niemand mehr zu verletzen wagen dürfte.

Die Kammer schritt dann zur Wahl des Büros. Die nächste Vollsitzung findet am kommenden Montag statt.

Arbeitslosenkrawalle in Moskau

Wie aus Moskau gemeldet wird, rotteten sich am Freitag eine Anzahl Arbeitsloser vor dem Moskauer Arbeitsnachweis zusammen, um gegen die schlechte Behandlung durch die Behörden zu protestieren. Die Miliz versuchte die Menge ohne Waffengewalt zu zerstreuen. Diese griff aber die Beamten an und sang dabei die Internationale. Mehrere Fensterscheiben des Arbeitsnachweises wurden zertrümmert. Erst durch das Eingreifen des Vorsitzenden des Moskauer Stadtrats, Wolkow, der eine beruhigende Ansprache an die Menge hielt, konnte die Ruhe wiederhergestellt werden. Die G. P. U. hat im Laufe des Tages die Rädelsführer vernommen. Man erwartet im Zusammenhang mit den Vorkommnissen, Verhaftungen. Eine besondere Kommission aus Vertretern der G. P. U., des Innenkommissariats und des Arbeitskommissariats ist gebildet worden, um die Arbeitslosenfrage zu untersuchen.

Wieder Ruhe in Belgrad

Belgrad. In Belgrad haben die italienfeindlichen Kundgebungen nunmehr aufgehört. Die Nacht zum Sonntag ist ruhig verlaufen. Im übrigen Lande dagegen, besonders in Ueskük, Serajewo und Ragusa kam es auch Freitag wieder zu Kundgebungen gegen Italien, den Faschismus und Mussolini. Blutige Zusammenstöße haben sich aber nach den vorliegenden Meldungen nirgends ereignet.

Das Programm der neuen griechischen Regierung

London. Wie aus Athen gemeldet wird, hat die neue griechische Regierung am Donnerstag Abend der Kammer ihr Programm unterbreitet. Als Hauptpunkte werden eine Gesetzesvorlage über die Schaffung eines Senates, die Durchführung öffentlicher Arbeiten und die Weiterführung des wirtschaftlichen Wiederaufbaues Griechenlands bezeichnet. Da die Tagungszeit der Kammer beschränkt ist, hat die Regierung um Vollmachten während der Parlamentsferien ersucht. Am Schluß der Regierungserklärung verlangte Zaimis ein Vertrauensvotum der Kammer. Die Aussprache wurde während der ganzen Nacht fortgesetzt.

Die Tragödie der „Italia"

Die Hilfsexpedition für Nobile — Italien entsendet ein Wasserflugzeug — Amundsen und Ellsworth greifen ein

Mailand. Die Anregung des hiesigen Automobilklubs für die sofortige Organisation einer italienischen Flugexpedition für die Auffindung der Besatzung der „Italia" fand die Billigung der Behörden, die das Wasserflugzeug S 55 zur Verfügung gestellt haben. 30 000 Lire wurden bereits für diesen Zweck aufgebracht. Der Sekretär der faschistischen Partei in Mailand hat die Aufgabe übernommen, für die weitere Finanzierung des Unternehmens zu sorgen.

Das Wasserflugzeug S. 55 soll am kommenden Montag bereit sein und wahrscheinlich sofort nach Kingsbay starten. Der Flug wird in drei Etappen zurückgelegt werden. Die Maschine wird vom Kommandanten Maddelena gesteuert werden. Der zweite Pilot ist Leutnant Cagna. An Bord befinden sich noch zwei Monteure. Mussolini hat die einzelnen Details der Hilfsexpedition gebilligt.

Oslo. Nordpolforscher R. Amundsen, hat sich an die Spitze einer Hilfsexpediiton gestellt, die von dem Amerikaner Lincoln Ellsworth finanziert werden soll. Ellsworth selbst trifft in etwa 10 Tagen in Oslo ein und wird sich zusammen mit Amundsen und dem bekannten norwegischen Flieger Ditrichson, der bereits an der Amundsen-Expedition im Jahre 1925 teilgenommen hat, von Bergen aus nach Spitzbergen begeben. Ditrichson sollte sich ursprünglich am gestrigen Donnerstag nach Amerika einschiffen, um sich Oberst Berg für die Südpolexpdition zur Verfügung zu stellen; er hat seine Reise jedoch aufgegeben und wird sich am Sonnabend auf dem Luftwege nach Friedrichshafen begeben, um dort einen Dornierwal für die Expedition zu beschaffen.

Hier traf der Führer der schwedischen Hilfsexpedition, Kapitän Tornborg, ein, um mit Kapitän Riiver Larsen zu verhandeln . Kapitän Tornborg bestätigte, daß Schweden zwei große Flugzeuge zur Verfügung stellt, die einen Aktionsradius von 600 Kilometer haben. Kapitän Tornborg ist jedoch überzeugt, daß dieser Aktionsradius auf das doppelte erhöht werden kann. Die schwedische Expedition, die früheftens am Sonntag starten kann, wird sich direkt nach Tromsö begeben. In der Besprechung zwischen Riiver Larsen und Tornborg wurde eine enge Zusammenarbeit der beiden Expeditionen erörtert. Riiver Larsen wird nach einem Beschluß der norwegischen Regierung spätestens am Freitag von Bergen nach Spitzbergen abfahren. Leutnant Lützow-Holm trifft am Sonntag oder Montag in Kingsbay ein, und wird sofort Erkundigungsflüge nach Norden und Osten unternehmen.

Wie aus Kingsbay gemeldet wird ,wollen sieben italienische Alpenjäger unter der Führung des Kapitäns Sora auf Skiern den Versuch machen, bis Woodbay und Wijdebay vorzudringen, da man es für möglich hält, daß Nobile in dieser Gegend verunglückt oder notgelandet sein könnte.



General Nobile mit Frau und Kind.



General Nobile warf beim Ueberfliegen des Nordpols ein vom Papst geweihtes Kreuz und die italienische Flagge ab.

Zum Kellogg-Pakt

London. Von den britischen Dominions haben bisher Neuseeland, Kanada und der irische Freistaat der amerikanischen Regierung ihre Zustimmung zu dem Kriegsverzichtpaktvorschlag Kelloggs mitgeteilt. Die am Spätabend des Donnerstag veröffentlichte Antwortnote der neuseeländischen Regierung spricht in allgemeiner Form die Zustimmung zu den Kelloggschen Plänen und die Bereitwilligkeit zur Teilnahme an weiteren Verhandlungen aus. In der irischen Antwort, die der Außenminister des irischen Freistaates am Donnerstag im irischen Landtag bekannt gab, wird kordiale Uebereinstimmung mit dem amerikanischen Vertragsentwurf festgestellt. Die irische Freistaatsregierung nehme die Einladung der amerikanischen Regierung zur Beteiligung an den weiteren Verhandlungen vorbehaltlos an und würde sich freuen, wenn die weiteren Verhandlungen zum Abschluß des erstrebten Paktes führen sollten.

Ein Oeltank in Flammen

London. Wie aus Bombay gemeldet wird, brach in einem Oeltank der Standard Oil Company, Feuer aus. Der Tank hat ein Fassungsvermögen von 1¼ Millionen Gallonen und war bei Ausbruch des Feuers halb voll. Die Feuerwehr macht die größten Anstrengungen, um ein Uebergreifen der Flammen auf andere Tanks zu verhindern, Man rechnet damit, daß das Feuer noch die ganze Nacht hindurch anhält.

Der geheimnisvolle Reiter

Roman von Jane Grey.

Verfasser von „Der Eiserne Weg".

77)

In diesen nächtlichen Stunden starb irgend etwas in Wade, aber sein Idealismus, unbesieglich und unerklärlich, ja, die tiefste Seele des Mannes sah ihre Rechtfertigung und ihre Erfüllung in der nahen Zukunft.

Das Grau der Dämmerung schlich sich über die östlichen Berggipfel, und vor ihrem undurchsichtigen Düster wich die schwarze Nacht zurück, bis Tal und Hang und Wald in ein gespenstisches Licht getaucht waren, das alle Dinge unwirklich erscheinen ließ.

Und mit der Dämmerung erhob sich die schreckliche Macht des Schicksals, sprach Gericht über den irrenden Menschen, befahl ihm die letzte Buße. Wieder hatte er den Mann gefunden, dem er seine Geschichte erzählen mußte. Tragisches und unwiderrufliches Urteil! Es war sein Leben, das ihn vorwärts trieb, sein Verbrechen, seine Reue, seine Qual, sein endloses Streben. Wie richtig waren seine Schritte gewesen! Sie hatten ihn auf abwegigen und gewundenen Pfaden in das Haus seiner Tochter geführt.

Wade kauerte unter den Espen, fügte sich dieser Bürde wie ein Mensch, auf dessen Schultern sich furchtbare physische Lasten wälzten. Seine Brust war eingesunken und atmete heftig. Alle seine Muskeln verkrampften sich. Träg floß sein Blut. Sein Herz pochte mit langsamen, gedämpften Schlägen an sein Ohr. Schleichende Kälte war in seinen Adern, Eis in seinem Mark und der Tod in seiner Seele. Der grau gewandete Riese des Schicksals warf seinen Mantel ab, stand vor ihm in seiner furchtbaren Majestät. Und er sprach zu Wade in schrecklichem Tone wie schweres Glockengeläut. Bent Wade — ein Mann des Unglücks —, der keinen Frieden auf Erden finden konnte, dessen Nähe das ruhige Leben der Menschen zerriß, ihr Blut vergiftete und sie dem Untergang preisgab! Wohin er auch ging, überall folgte ihm der Fluch! Er war der Bote des Unheils. Er, der Weisheit predigte, er, der das Leben liebte und die Ungerechtigkeit haßte, er, der unter seinesgleichen immer nur das Geschöpf suchte, das seine Hilfe brauchte, er mußte jenen, denen er helfen wollte, Leid, Verderben und Fluch bringen! Unerträgliches, beklagenswertes Schicksal! Die Teufel der Vergangenheit verspotteten ihn — böse Dämonen, stumm und nebelhaft. Die Gesichter der Männer, die er getötet hatte, umkreisten ihn im düsteren Dämmergrau, bleiche, verzerrte Gesichter, die ihn anklagten, die seine Seele forderten. Alle waren sie gegen ihn verschworen, alle trieben sie ihn vorwärts, alle hetzten sie ihn auf den Pfad der Katastrophe. Ach, er schien von der Wucht eines tollen Wirbels gepackt, ja, er selbst schien der Mittelpunkt dieses Wirbels, eine riesenhafte Kraft, die alle Mächte des Bösen umkreisten. Wade — der wie der krächzende Rabe das Unheil verkündete; Wade — dessen gehetzte Schritte der Teufel lenkt!

Im hellen Sonnenschein des Sommermorgens lenkte Wade seine unaufhaltsamen Schritte White Slides Ranch zu. Das Pendel hatte ausgeschwungen. Die Stunde war günstig. Ereignisse, die bereits ihren Schatten vorausschickten, warteten auf ihn. Er sah Jack Bellounds davonreiten zu seinem schnellen, tollen Morgenritt, der ihm zur Gewohnheit geworden war.

Columbine kam Wade entgegengelaufen. In ihren Zügen sah er das tragische Leid, das ihm die Stunden seiner düsteren Nachtwache vorgegaukelt hatten.

„Mein Freund, ich wollte zu Ihnen... Oh, ich kann es nicht mehr ertragen!"

Ihr Haar war zerzaust, ihr Kleid in Unordnung, ihre Hände, die sie zitternd ausstreckte, trugen verfärbte Male. Wade führte sie auf den abgelegenen Pfad zwischen den dichten Weiden.

„O Bent! Er hat mich mißhandelt wie ein Tier!" keuchte sie.

„Sie brauchen mir nicht mehr zu sagen, Collie", erwiderte Wade besänftigend. „Gehen Sie zu Wils hinauf. Erzählen Sie ihm alles."

„Nein, Sie müssen mich hören. Ich kann es nicht mehr ertragen... Er hat mich mißhandelt — und als Vater uns hörte, als er herbeikam — da log Jack... Vater glaubte ihm, als er schwor, er sei nur in Wut geraten, er habe nur versucht, mich aufzurütteln — weil ich so gleichgültig und verächtlich gewesen sei... Aber mein Gott, Jack hatte die Absicht..."

„Gehen Sie zu Wils hinauf, Collie!" unterbrach sie der Jäger.

„Ja, ich will zu Wils . Ich muß zu Wils. Aber ich fürchte mich... Oh, es wird nur um so schlimmer sein!"

Sie wandte sich am Gehen, nicht nur ihrem eigenen Willen gehorchend.

„Collie!" rief es hinter ihr her, grellen und seltsamen Tones. Verblüfft, erschreckt durch die Wildheit dieses Aufschreis fuhr sie herum. Aber Wade war verschwunden. Das Schwanken der Weidenzweige zeugte von seiner Hast.

Der alte Bellounds stemmte seine riesigen Schultern gegen die Wand in der Haltung eines Menschen, der mit dem Mut der Verzweiflung einem unausweichlichen Schicksal die Stirne bietet.

„Ah!" stieß er mit tieftönender Stimme hervor. „Da sind Sie also schon wieder?.... Ho, heraus mit dem Schlimmsten, Teufelswade! Und Schluß mit Ihrem Gekrächze!"

Wade trat vor ihn hin.

„Ich muß Ihnen etwas sagen —" begann er.

Und der Farmer warf seine Hände mit einer Gebärde wütenden Hohnes empor; doch in derselben Sekunde gab er sein Spiel verloren.

„Soeben, als Jack gegen Collie tätlich wurde, hatte er die ernste Absicht, ihr Gewalt anzutun."

„Unsinn! Unsinn! Das Mädel hat ihn gereizt. Sie ist wie ein wildes Füllen. Man muß sie zähmen."

Wade streckte eine hagere, zitternde Hand aus.

„Hören Sie zu, Bellounds. Denn ich muß Ihnen meine Meinung sagen . . . 's ist zwecklos, ein verfaultes Ei ausbrüten zu wollen! In Ihrem Sohn steckt kein Atom von Güte! Mit seinen guten Absichten hat er geprunkt, als wären sie wirkliche Tugenden, und er selbst glaubte, daß er sich geändert habe. Aber der kleinste Anstoß hat ihn wieder zum Rüpel-Jack gemacht. Collie würde ihr Leben opfern, aus Pflichtgefühl — um Ihretwillen, den sie wie ihren Vater liebt. Wils Moore hat Collies wegen seine Ehre geopfert, um Ihnen die Wahrheit zu verbergen . . . Mich aber nennt man Teufelswade, und ich will die Wahrheit sagen!"

Bellounds' riesiger Körper, in dem jeder Muskel sich straffte, duckte sich tiefer, als wollte er seine Kräfte zu einem mächtigen Sprung sammeln. Seine beiden Hände waren ausgestreckt, gleichsam, um den Angriff eines unsichtbaren, aber lange gefürchteten Feindes abzuwehren. Und unter der äußeren Angst, unter der Gewißheit des tragischen Unheils, die aus seinen Zügen und aus seiner Haltung sprach, schien die unwiderstehlich wachsende Welle einer furchtbaren, mühsam zurückgedämmten Wut aufzubranden.

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Der Groschen ...

Ich kam auf dem Wege durch die Stadt in eine weniger belebte Gasse und hörte schon, als ich um die Ecke bog, das mörderische Gebrüll eines kleinen Knaben. Ich sah, daß er eine zur Hälfte mit irgendeiner Flüssigkeit gefüllte Seltersflasche in der einen Hand hielt. Mit der anderen wischte er sich von Zeit zur Zeit über Gesicht und Nase, während seine Augen am Erdboden suchten. Da in seiner Nähe zwei Frauen standen, die offenbar nicht anderes zu tun hatten, als den verzweifelten Knaben wie ein Schauspiel zu betrachten, trat ich näher und fragte:

„Was fehlt dem Jungen denn?“

Die eine der Frauen, die offenbar an einem Bonbon lutschte, antwortete, ohne eigentlich von mir Notiz zu nehmen:

„Er hat einen Groschen verloren.“

„Einen Groschen?“

„Ja“, bestätigte erklärend die zweite, „und da wird er wohl von seinem Vater den Hintersten ordentlich voll kriegen. Der spaßt nicht.“

„Hast du einen Groschen verloren?“ fragte ich den Jungen. Er brüllte zur Antwort: „Ja—hahaha,“ als gäbe es kein größeres Problem auf Erden als einen Groschen zu beschaffen.

„Und was hast du dort in der Flasche?“

„Schnaps!“

Mir stand der Verstand still.

Jäh fiel der Schleier ab, den die Menschheit des 20. Jahrhunderts sich täglich vor das moralisch zerfressene Antlitz nimmt. Hier waren drei Menschen. Ein Vater, der seinen Jungen braun und blau schlagen würde, weil er einen Groschen verloren hatte, von den vielleicht 100, die er ihm zwecks eignen Genusses anvertraut hatte, und zwei Frauen, die Bonbons lutschend diese Tatsache als eine kleine Abwechslung in der Eintönigkeit ihres Gemütslebens hinnahmen. Der Schleier Kultur lag am Boden im Dreck und ekle Visage der Menschheit grinste mich an.

Ich gab dem Jungen ein Fünfgroschenstück. Hocherfreut, gottlob ohne sich zu bedanken, stürmte er davon.

Ich hatte ihm also geholfen. Ich. Aus Großmut? Aus Mitleid? Hatte ich ihm nicht fünfmal soviel geschenkt als nötig gewesen wäre?

Weder aus Mitleid noch aus Großmut hatte ich dem kleinen Jungen die lächerliche, selbst für einen Bettler lächerliche Summe gegeben, sondern lediglich aus — Nervenschwäche. Meine schwachen Nerven ertrugen einfach die Vorstellung nicht, daß das vor mir weinende Kind in den nächsten fünf Minuten mißhandelt werden könnte.

In der einen der beiden Frauen regte sich beim Anblick meiner Spende eine von der Kultur erzwungene Scham. Sie ist also vorhanden, die Kultur, und wirkt tatsächlich. Die Frau sagte nämlich:

„Tja — wenn man's übrig hat...“

Hatte ich's „übrig“? Ich kenne einen alten Invaliden — einen eigentlich nur noch halben Menschen, der mit seiner betagten Frau von einer Monatsrente von 35 Zloty existiert und immer ein paar Bonbons in der Tasche hat, um sie dem nächsten Kinde, das ihm in den Weg läuft, zu schenken. Dieser Mann trägt in seinem alten häßlichen Gesicht die Schönheit der wahren Kultur.

Solange aber Erlebnisse wie dies kleine mit dem um einen verlorenen Groschen heulenden Jungen noch möglich sind, ist die Welt weit von Kultur entfernt. Solange sind alle die großen Worte von den Errungenschaften der menschlichen Kultur eine hohle Grimasse.

Die Jahreszahl 1928 ist eine vierstellige Zahl. Wieviel Stellen wird die Jahreszahl haben, in der die Menschheit die Kultur als Tatsache im Antlitz trägt und nicht als fadenscheinigen Schleier?

Der Schlesische Sejm für die 100-Millionen-Anleihe

In der gestrigen außerordentlichen Sitzung des Schlesischen Sejms, die nur wenige Minuten dauerte, wurde der Antrag des Wojewodschaftsrats auf Aufnahme einer 100-Millionen-Zloty-Anleihe, gleichviel in welcher Valuta angenommen. Die Sitzung war deshalb notwendig, weil in dem Gesetz betreffend die Aufnahme einer Anleihe für Investitionszwecke vom 28. Februar d. Js. nicht klar ausgedrückt war, in welcher Valuta diese Anleihe aufgenommen werden soll. Da sich bei den Geldgebern hierüber gewisse Bedenken geltend machten, so wurde der obenangeführte Beschluß notwendig. Finanzdirektor Bielak gab zunächst einen Ueberblick über die bisher gepflogenen Verhandlungen, die sowohl in Warschau als auch in Kattowitz vollzogen wurden und bemerkte ausdrücklich, daß durch die neue Resolution das Kontrollrecht des Sejms in keiner Weise eingeschränkt werde. Der Sejm wird sowohl die näheren Abmachungen bestätigen müssen, sowie Auskunft über die Art der Verwendung der Anleihe erhalten. Die Anleihe beträgt 11 200 000 Dollalr, läuft 31 Jahre und wird mit 7½ Prozent verzinst.

Nachdem sich gegen die vorgelegte Resolution kein Widerspruch erhob, wurde die 179. Sitzung geschlossen.

Der Klub der P. P. S. legte zu Händen des Marschalls 3 Anträge, von denen der erste vom Wojewoden fordert, daß er sich sofort an die Zentralregierung und die Zentralleitung des Arbeitslosenfonds nach Warschau wendet, um allen Arbeitslosen ohne Unterschied die Arbeitslosenunterstützung wieder zukommen zu lassen, soweit ihnen die Arbeitsnachweise keine Beschäftigung zuteilen bezw. beschaffen.

Der zweite Antrag fordert vom Wojewoden, daß er sich mit der Kultus- oder Schulabteilung in Verbindung setze, damit für alle Schulklassen, wo die Schülerzahl 60 übersteigt, sofort Parallelklassen errichtet werden.

Der dritte fordert die Bezahlung von Ueberstunden an Lehrer in höheren Lehranstalten, die ihnen zukommen, auch durch einen Sejmbeschluß gewährt wurden, indessen durch die Behörden nicht ausgeführt werden.

Die nächste Sitzung des Sejms wird wieder besonders einberufen werden.

Die Bürgermeisterwahl in Kattowitz und die Selbstverwaltung

Von dem neuerlichen „Sieg“ der „polnischen Sache“ scheint niemand erbaut zu sein, abgesehen etwa die „Sanacja Moralna“, die von lauter „Siegen“ lebt. Wir wollen hier von der Person des neuen Bürgermeisters ganz abstrahieren, denn nicht die Person ist es, die uns veranlaßt: noch einmal zu dieser Frage das Wort zu ergreifen. Hier ist etwas mehr auf dem Spiele, nämlich die Selbstverwaltung der schlesischen Gemeinden, die sich seit einigen Jahren bei uns auf dem Holzwege zu bewegen scint. Die Gefahr für die Selbstverwaltung erblicken wir in der kommissarischen Rada, die sich anmaßt und Rechte zuspricht, wie beispielsweise die Wahl eines Bürgermeisters. Der Bürgermeister ist doch das Haupt der Stadt. Seine Verwaltungskenntnisse, seine soziale Einstellung, seine Ansichten über die Weiterentwickelung der Stadt können keinem einzigen Stadtbewohner gleichgültig sein. Auch seine politische Einstellung nicht, weil in einer Stadt wie Kattowitz alle Parteirichtungen vertreten sind, die alle gleichmäßig berücksichtigt sein möchten. Eine Stadt wie Kattowitz braucht also nur einen Bürgermeister und nur einen Kommunalpolitiker, der seine Aufgabe dementsprechend auffaßt und sich lediglich den Stadtinteressen widmet. An den Städten in dem ehemaligen Kongreßpolen haben wir ein abschreckendes Beispiel, wohin es führt, wenn die Städte keine Selbstverwaltung haben, wenn sie von „Staatsczynowniks“ verwaltet werden. Wer es nicht glaubt, der möge sich nach Sosnowice bemühen, nicht aber in das Kaffeehaus gegenüber dem Bahnhof, sondern in die Querstraßen der ul. Modrzejowska, um sich dort die Wohnungen anzuschauen.

Die schlesischen Gemeinden entwickelten sich rasch, zusammen mit der Schwerindustrie. Im Jahre 1880 zählte noch keine Gemeinde 10 000 Einwohner und 1890 auch noch kaum. Der große Aufschwung kam später und so rasch, daß die Gemeindeverwaltungen nicht in der Lage waren, über die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten nachzudenken und entsprechende Pläne vorzubereiten. Hinzukommt noch, daß die Kgl. preußische Regierung die Sozialdemokraten tunlichst von der Gemeinde fern halten wollte und daher das Dreiklassenwahlrecht einführte und dieses Wahlsystem verewigen wollte. Dadurch bekamen in dem schlesischen Industriegebiete die Großindustriellen den entscheidenden Einfluß auf die Gemeindeverwaltungen, die den Gemeinden alle Lasten aufbürdeten und ihre Taschen schützten. Die Entwickelung der schlesischen Gemeinden hat darunter sehr gelitten. Diese Schäden gut zu machen ist es unsere Pflicht, weil wir das allgemeine Wahlrecht für die Kommunen längst erobert haben. Nun wird dieses Recht dem Volke aus nationalen Gründen geschmälert und in den schlesischen Gemeinden Handlungen vorgenommen, die insbesondere von der sozialistischen Arbeiterschaft scharf verurteilt werden müssen. Wir unterstreichen noch einmal, daß es sich nicht um Personen handelt, da hier wichtigeres auf dem Spiele steht. Hier hätten alle diejenigen, für die die Selbstverwaltung kein leerer Schall ist, dagegen protestieren müssen und dazu bot sich eben die Gelegenheit bei der letzten Bürgermeisterwahl in Kattowitz.

Ungefähr dieselbe Stellung wie wir nimmt die gestrige „Polonia“ in dem Artikel: „Bemerkungen zu den Bürgermeisterwahlen in Kattowitz“ ein, obwohl sie nicht zu demselben Schlusse kommt wie wir. Sie verurteilt die Wahlhandlung durch eine kommissarische Rada. Der Poloniaartikel ist so abgefaßt, daß wir ihn unterstreichen könnten. Die Sache hat aber eine Schattenseite, sogar eine große. Im Schlesischen Sejm war es gerade der Korfantyblock, der zu der Wahlordination einen Antrag einbrachte, der auch angenommen wurde, welcher dem jeweiligen Wojewoden das Recht gibt, jederzeit eine ihm mißliebige Gemeindevertretung aufzulösen und an ihre Stelle die kommissarischen Vertretungen einzusetzen. Der Wojewode hat von diesem Rechte Gebrauch gemacht und die ordnungsmäßige Stadtvertretung aufgelöst. Dazu haben nicht minder die Korfantysten geholfen und, daß man schon damals die Bürgermeistersache im Auge hatte, ist für jeden klar. Nur damals hatten die Korfantysten u. a. in ihren Busen die Hoffnung gesetzt, ihren eigenen Mann auf den Bürgermeisterposten zu bringen. Nachdem das mißlungen ist, erinnerte sich plötzlich die „Polonia“ an die Selbstverwaltung. Die Selbstverwaltung ist bei uns tatsächlich in Gefahr, aber sie hat in der „Polonia“ einen schlechten Sachwalter erhalten.

Stadtverordnetensitzung in Myslowitz

Am vergangenen Freitag fand um 5 Uhr nachmittags die Stadtverordnetenversammlung statt. Die Tagesordnung umfaßte 10 Punkte. Vier Dringlichkeitsanträge wurden genehmigt und der Tagesordnung angeschlossen. Der deutsche Ratsklub interpellierte wegen Erhebung von Beitrittsgeldern zum Schloßpark gelegentlich des letzten Feuerwehrfestes. Bürgermeister Kudera erwidert, daß es sich um die städtische Feuerwehr gehandelt hat und das künftighin sich so etwas nicht mehr wiederholen wird. Diese Erklärung wurde zur Kenntnis genommen.

Die Versammlung genehmigt den Austausch einer kleinen Parzelle bei der „Silesia“-Ziegelei gegen eine andere. Das Budget der städtischen Sparkasse, die durch eine Kommission überprüft wurde, wurde zur Kenntnis genommen. Weiter genehmigte die Versammlung den Beitritt zu dem polnischen Verbande der Sparkassen in Lemberg. Alljährlich wird der Verbandsrevisor die städtische Sparkasse überprüfen.

Eine längere Debatte entspann sich über die Geschäftsordnung für die Stadtverordnetenversammlung, die im Art. 9 eine Bestrafung der säumigen Stadtverordneten mit 5 Zloty vorsieht. Auf Antrag des Genossen Lipus wurde der § 9 ganz gestrichen und daraufhin die ganze Geschäftsordnung beschlossen.

Die beiden Punkte 6 und 7 wurden bis zuletzt verschoben und der Punkt 8 der geheimen Sitzung überwiesen. Der Punkt 9, der die Bewilligung von 25 000 Zloty für Reklamezwecke für die neue Viehzentrale fordert, wird vom Bürgermeister Kudera begründet, der bei diesem Anlasse auf die Pressartikel hinwies, die über die Fertigstellung der Viehzentrale berichteten. Die große Schweinehalle wird bis 1. Juli fertig sein und die Viehhalle dürfte ein Drittel davon soweit fertig gestellt sein, daß ab 1. Juli die Viehwochenmärkte in demselben Umfange dort stattfinden können, wie gegenwärtig auf der alten Targowica. Am 29. September findet bestimmt die Viehausstellung in Myslowitz statt und die große Viehhalle dürfte bis dahin fertig sein. Selbstverständlich, daß die Viehzentrale in Myslowitz reklamiert werden muß und für diese Zwecke ist Geld erforderlich. Die Stadt wird die Reklame nicht selbst betreiben, sondern mit Hilfe des schlesischen Ausstellungsvereines. Daraufhin bewilligte die Versammlung die geforderten 25 000 Zloty.

Zum Punkt 10 ersucht der Magistrat um Vollmachten, die erforderlichen Ausgaben auf der Viehzentrale ohne vorherige Genehmigung der Stadtverordnetenversammlung selbst vornehmen zu können, damit die Arbeiten beschleunigt werden können. Die Versammlung wählte eine Kommission bestehend aus 4 Personen, der die dringenden Ausgaben vorhin vorzulegen sind.

Weiter wird über Antrag des Magistrats eine kurze Anleihe, falls erforderlich, insbesondere an Lohntagen bis zu 45 000 Zloty aus der städtischen Sparkasse zu entnehmen, bewilligt. Die Budgetüberschüsse aus den städtischen Betrieben in der Höhe von 200 000 Zloty wurden der Viehzentrale überwiesen, desgleichen die Anleihe für das Schlachthaus in der Höhe von 75 000 Zloty. (Der Magistrat wird noch die eigenen Hosen verkaufen müssen, um die Arbeiten auf der Targowica fertig stellen zu können. Die Red.).

Der Pachtzins für den Rathauskeller wurde von 400 auf 300 Zloty monatlich ermäßigt. Alle übrigen Punkte wurden in der geheimen Sitzung erledigt.

Der Streit um das Chorzower Stickstoffwerk

In einem im vorigen Jahre vor dem Kattowitzer Bezirksgericht stattgefundenen Prozeß um die Eigentumsrechte des Chorzower Stickstoffwerkes, der von den früheren Besitzern eingeleitet wurde, ist bekanntlich die Uebernahme des Werkes durch den polnischen Staat als zu Recht bestehend vom Bezirksgericht angesehen und dementsprechend entschieden worden.

Am 29. Mai ist nun die Einspruchsfrist, die den Klägern offen stand, abgelaufen, ohne daß ein Einspruch eingereicht worden wäre. Demnach ist das Urteil des Kattowitzer Bezirksgerichts rechtskräftig geworden. Ungeachtet dem schwebt jedoch diese Angelenheit noch im Haag.

Sühne für den Michalkowitzer Raubüberfall

Der jugendliche Bandit. — Urteil: 3 Jahre Gefängnis.

Der Michalkowitzer Ueberfall, welcher am 13. April d. Js. in den Abendstunden auf der Chaussee verübt worden ist, fand am Freitag vor dem Landgericht in Kattowitz seine Sühne. Die Polizei nahm s. Zt. sofort die Verfolgung nach dem Täter auf und es gelang diesen in der Person des Erwerbslosen Josef Guzy, welcher keinen ständigen Wohnsitz aufweisen kann, festzunehmen. Bei seiner Festnahme leugnete der Täter den Ueberfall hartnäckig ab, bequemte sich jedoch bei der Gegenüberstellung mit den Ueberfallenen, zu einem Zugeständnis. Die gestrige, gerichtliche Beweisaufnahme ergab folgenden Zusammenhang: An dem fraglichen Tage begaben sich Maurerpolier Paul Regulla und dessen Bruder Franz, beide wohnhaft in Michalkowitz nach Entgegennahme ihrer Lohngelder von der Arbeitsstätte in eine Gastwirtschaft. Es gesellte sich zu ihnen ein junger Mann, welcher sich eifrig bemühte, die Beiden in ein angeregtes Gespräch zu verwickeln. Als die Brüder aufbrachen, nötigte sie der Unbekannte zum Weitertrinken, hatte jedoch mit seiner Aufforderung keinen Erfolg. Etwa 100 Meter von der Ortschaft Michalkowitz sprang der Unbekannte, welcher in der Gastwirtschaft zurückgeblieben war, bald darauf aber auf einem Umweg die beiden harmlosen Passanten in schnellem Lauf überholt haben muß, unter Vorhaltung eines Gegenstandes, welcher als Schußwaffe angesehen wurde, aus dem Straßengraben. Der Räuber bedrohte zuerst den Franz Regulla, welchem sein Bruder, der von einem Bekannten zurückgehalten worden war, zu Hilfe eilte. Der Bandit ließ sich nicht abschrecken, sodaß sich Paul Regulla unter dem Druck der Drohungen dazu entschloß, dem Räuber einen kleineren Betrag auszuhändigen, die größere Summe dagegen in seiner Rocktasche weiter verwahrte. Hinzukommende Passanten verscheuchten den Täter, der eiligst die Flucht ergriff. Vor Gericht gab der Angeklagte Guzy die Tat zu, verlegte sich jedoch auf Ausflüchte und erklärte, daß er einem der Brüder eine Uhr verkauft und auf diese Weise, nämlich durch den Ueberfall zu seinem Gelde gelangen wollte, welches ihm vorenthalten wurde. Es handelt sich selbstverständlich hierbei nur um eine leere Phrase. Der Angeklagte, welcher wegen schwerer und leichter Körperverletzungen, Betrügereien und anderen Delikten bereits 9 mal vorbestraft gewesen ist, wurde wegen schwerem Raubüberfall zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt plädierte auf eine Zuchthausstrafe von 3 Jahren.

Kattowitz und Umgebung

Deutsche Eltern! Die bisher bekanntgegebenen Anmeldetermine für das Gymnasium und für die Oberrealschule in Kattowitz gelten nur für die polnische Abteilung der betreffenden Schulen. Die Anmeldetermine für die deutsche Abteilung werden in den nächsten Tagen in der Zeitung bekannt gegeben werden.

Kurse für Kinderwärterinnen. Das städtische Wohlfahrtsamt in Kattowitz weist darauf hin, daß Ende Juni d. Js. bei

der städtischen Kinderkrippe ein neuer Kursus zwecks Ausbildung von Kinderwärterinnen beginnt und zwar für eine Zeitdauer von 6 Monaten. Anmeldungen für diesen Kursus werden im Büro des Wohlfahrtsamtes im Verwaltungsgebäude auf der ulica Mlynska 4 in Kattowitz bis zum 10. d. Mts. entgegengenommen. Zu bemerken ist, daß Kandidatinnen im Alter von 18 bis 22 Jahren zugelassen werden, welche verpflichtet sind, ihren Gesuchen einen Lebenslauf beizufügen. Berücksichtigt werden solche Antragstellerinnen, welche vollkommen gesund sind, ärmeren, jedoch unbescholtenen Familien angehören und im Bereich von Groß-Kattowitz ansässig sind. — Am 1. Juli d. Js. soll der bisherige Kursus, welcher bei der städtischen Kinderkrippe z. Zt. abgehalten wird, abgeschlossen werden. Mütter, denen an der Zuweisung einer geschulten Kinderwärterin zur Beaufsichtigung ihrer Kinder viel gelegen ist, mögen sich mit der Oberschwester, welche mit der Leitung der städtischen Kinderkrippe (in der früheren Augustaschule) beauftragt ist, ins Einvernehmen setzen.

Verwahrloste Schulmädchen. Sechs Schulmädchen im Alter von 12 bis 14 Jahren „zierten" am gestrigen Freitag die Anklagebank des Landgerichts in Kattowitz. Die Verhandlung, welche auf Antrag des Staatsanwalts unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt wurde, entrollte ein trauriges Bild über die sittliche Verkommenheit und Verwahrlosung unserer heutigen Schuljugend. — Im Vorjahr wurden wiederholt lebhafte Klagen und Beschwerden über junge Mädchen geführt, welche auf der Schlackenhalde der Eminenzgrube Kohlen sammelten und durch ihr schamloses Verhalten öffentliches Aergernis erregten, sowie alle Vorübergehenden in der unflätigsten Weise belästigten. Die blutjungen Mädels trieben die Dinge auf die Spitze, hoben ihre Kleider, entblößten ihre Körperteile und zeigten sich in dieser Positur den Vorübergehenden. Bei ihrer Vernehmung auf der Polizeiwache versuchten die raffinierten „Pflänzchen" sich aus der „Patsche" zu helfen und erklärten, von Mannspersonen vergewaltigt worden zu sein, um so ihre Verderbtheit zu bemänteln. Es zeigte sich, daß die Behauptungen nicht den Tatsachen entsprachen. — Das Gericht erkannte nach mehrstündiger Verhandlung zwei der jugendlichen Angeklagten wegen grobem Unfug und Kohlendiebstahl für schuldig und verurteilte die Marie P. zu 3 und Edith P. zu 1 Woche Gefängnis bei einer Bewährungsfrist von 2 Jahren.

Eichenau. Die Arbeiterkonsumgenossenschaft „Robotnik" veranstaltet am Sonntag den 3. Juni ein Propagandafest. Nachmittags ist im Garten des Herrn Schallonek ein Freikonzert mit verschiedenen Vorträgen. Abends findet ein Tanzvergnügen statt. Außerdem ist seit Donnerstag im Saale daselbst ein Preisschießen. Die Genossen der D. S. A. P. und der Freien Gewerkschaften werden aufgefordert an der Feier teilzunehmen. Der Reinertrag wird zur Verschickung bedürftiger Kinder in die Ferienkolonie bestimmt.

Königshütte und Umgebung

Schafft Grünanlagen und Spielplätze im nördlichen Stadtteil.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß sich die Bewohner des südlichen Stadtteils mehr der Gunst des Magistrats erfreuen, als die des nördlichen Stadtteils. Die stiefmütterliche Behandlung scheint auch darin zu liegen, weil keiner der Bürgermeister und besoldeten Stadträte im nördlichen Stadtteil wohnt. Alle Erholungsstätten und Spielplätze liegen in der Südstadt. Neben dem Redenberg und dem Kosciuszkopark stehen der Bevölkerung des südlichen Stadtteils zu ihrer Erholung noch der Hüttenpark, die Ringanlagen, der Wagner- nud Moltkeplatz und verschiedene andere Grünflächen zur Verfügung. Hinzu kommt noch der neuerrichtete Spielplatz neben der St. Hedwigskirche an der ulica Wolnosci (Kaiserstraße). Doch kommt man in den nördlichen Stadtteil, so merkt man einen gewaltigen Unterschied, wenn auch bereits im vorigen Jahre einige Anlagen neu erstanden sind, so die Grünanlage am städtischen Feuerwehrdepot und am Plac Mickiewicza (Bismarckring). Der nördliche Stadtteil, dessen berechtigten Klagen wir Gehör schenken, steht ganz isoliert da. Die Bewohner der unteren Straßen wie Krzyzowa, Pudlerska, Polna, Lagiewnicka und anderer Nebenstraßen, haben es zu weit, um sich nach dem Plac Mickiewicza zu begeben. Solange der Spielplatz an der Josefskirche noch mit Gras bewachsen und einigermaßen in Ordnung war, so hatte man sich damit begnügt. Doch sind die Rasenflächen verschwunden und die restlichen Rasenflächen hat man als Schutt- und Ascheabladeplatz benutzen lassen. Ebenso ist es mit dem Rasenfleck an der ulica Lagiewnicka.

Wenn bedacht wird, daß der südliche Stadtteil seine Anlagen besitzt, der nördliche auch zweie aufzuweisen hat, so darf man hoffen, daß die Stadtverwaltung mehr wie zuvor an den nördlichen Stadtteil denken wird. Hier tut Abhilfe dringend not.

Läßt es sich nicht anders einrichten? Betritt man die Königshütter Polizeidirektion, so stellt man mit Erstaunen fest, daß an den Abfertigungsschaltern des Zimmers 2 noch immer die uns sattsam bekannte „Schlange" anzutreffen ist. Man hätte annehmen können, daß der starke Andrang wegen der Ausgabe von Verkehrskarten längst zurückgegangen sei, aber das ist nicht der Fall. Woran das liegt, wissen wir nicht, aber feststellen konnten wir, daß die Abfertigung des Publikums im Schneckentempo vor sich geht. Das mag vielleicht auch ein Grund hierzu sein. Sehr fatal ist nun, daß an denselben Schaltern auch die An- und Abmeldungen zu erfolgen haben, ebenfalls Bescheinigungen aller Art ausgestellt werden. Denn erscheint man dort in irgend einer dieser Angelegenheiten, dann muß man sich gedulden, muß stundenlang warten und womöglich am nächsten Tage wieder erscheinen. Sehr unangenehm ist das für Personen, die von auswärts kommen, besonders für die berufstätigen. Mancher erleidet dadurch einen empfindlichen Lohnausfall, aber darauf wird keine Rücksicht genommen. Unseres Erachtens müßten die letztgenannten Angelegenheiten von der Verkehrskartenfrage vollständig getrennt und sofort erledigt werden. Das läßt sich ganz gut machen und wird anderwärts ebenso verfahren. Warum soll es da nicht hier gehen. Aber es scheint, daß man in der Königshütter Polizei sehr bequem geworden ist.

Aus dem Blindenverein. Der bewährte blinde Bürstenmachermeister Struzyna, der die hiesige Blindenwerkstatt gegründet und auf die gegenwärtige Höhe gebracht hat, wurde zum größten Schaden der in der Werkstatt beschäftigten Blinden aus seinem Dienste entlassen. Am 16. Mai erhielt er die Kündigung zum 30. Mai; zugleich die Beurlaubung bis zu diesem Termin. In der Stadt schwirren verschiedene Gerüchte, die mit der plötzlichen Entlassung des Struzyna in Verbindung stehen sollen, und es wäre dem Blindenverein nur zu empfehlen, eine Mitgliederversammlung recht bald einzuberufen und mit seinen besoldeten Vorstandsmitgliedern zu verhandeln. Wir können doch nicht annehmen, daß der Grund zu der Entlassung Struzynas in dem Grundsatz von dem Mohren, der seine Pflicht getan hat, besteht. Struzyna ist als fleißiger und in seinem Fache erprobter Meister bekannt, so daß der Grund zu seiner Entlassung kaum in seiner Person oder in seiner Beschäftigung zu suchen ist.

Auf schiefer Bahn. Wegen schwerem Raub hatte sich der schon mehrmals vorbestrafte Arbeiter Mlastek Anton, ohne Wohnung, vor der Strafkammer Königshütte zu verantworten. Der Angeklagte hat bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Er war in Amerika, wurde aber von dort durch die Polizei nach Polen gebracht. Er begab sich nun angeblich nach Oberschlesien, um da Arbeit zu finden. Der Angeklagte hatte aber eine ganz besondere Art zu arbeiten. Am 10. März 1928 ging der Arbeiter Franz Rojek aus Neuheiduk von seiner Arbeitsstätte nach Hause. Da an dem Abend heftiges Schneegestöber herrschte, wollte sich der Arbeiter den Weg von Bismarckhütte nach Neuheiduk abkürzen, und ging über die Felder. Als er mitten in den Feldern sich befand, wurde er von dem Angeklagten überfallen, zur Erde gerissen und dem Opfer aus der Tasche eine Brieftasche mit 45 Zloty genommen. Der Ueberfallene rief um Hilfe und es gelang den Banditen mit Hilfe einer weiteren Zivilperson festzunehmen. Bei der Mittwoch-Verhandlung leugnete der Angeklagte jede Schuld und gab an, daß der Ueberfallene ein Freund von ihm gewesen sei. Die Zeugenaussage aber ergab das Gegenteil und das Gericht verurteilte den Angeklagten zu einem Jahre Gefängnis.

Siemianowitz

Prüfung im Feuerwehrkursus. Unter dem Vorsitz des Kreisdirektors Mildner und Leitung des Inspektors Pachelski fand nach Beendigung des Kurses für die freiwillige Feuerwehr eine Prüfung für Gruppenführer usw. statt. Es bestanden mit dem Prädikat „sehr gut": Kramarski, Sieron, Kula, Bozek, Sikorski, Figler, Gomoluch und Martin. Mit „gut" bestanden 14 und mit „genügend" 7 Prüflinge.

Der Bund für Arbeiterbildung hielt am Mittwoch abend eine Sitzung ab und nahm Stellung zum Bezirkstag in Königshütte und zur weiteren Entwicklung des Bundes in der hiesigen Ortschaft. Es wurde mit Bedauern festgestellt, daß der Bund mit anfangs 860 Mitgliedern, sich allmählich verlaufen hat und seit fast 2 Jahren alle Veranstaltungen unterließ. Dieser auf die Dauer unhaltbare Zustand wurde kurz in einer Resolution begründet. Als Delegierter wurde Genosse Wangerek gewählt.

Der dickköpfige Arbeitgeberverband. Durch Schiedsspruch ist der Arbeitgeber verurteilt, für die Aufseher im Schichtlohn einen besonderen Tarif abzuschließen. Der Arbeitgeberverband ließ durch seinen Syndikus Dr. Schulze erklären, an einem solchen Tarif vollständig desinteressiert zu sein. Dies ist dasselbe Manöver, wie seinerzeit mit den Fördermaschinisten, welche erst nach 3jährigem, zähen Kampf, der von allen Gewerkschaften geführt wurde, zu ihrem Rechte eines Sondertarifes gelangten. Diese Angelegenheit wartet nun auf die Verbindlichkeitserklärung des Demobilmachungskommissars. Der Arbeitgeber ist eben ein Geist, der stets verneint.

Betrifft Hühnerzüchter. Die Polizei warnt die Besitzer von Federviel dieses dauernd auf den Friedhöfen promenieren zu lassen und die Gräber zu zerscharren. Vom Tage der Verwarnung wird jeder Besitzer solcher Nassauer zur Bestrafung herangezogen.

La Unit de Printemps. Dieser hochfahrende Titel bedeutet eigentlich „Italienische Nacht". Seit drei Jahren wird der Monat Mai im Bienhof mit dieser Feier abgeschlossen und könnte allmählich eine traditionelle Bedeutung erlangen. Nun war im Vorjahr, die mit viel Tantam inszenierte „Italienische Nacht" ein großer Nepp. 10—15 Papierlampions bedeuteten die Illumination und paar benglische Streichhölzer waren das Feuerwerk. Die Besucherzahl, auch viel Kattowitzer usw., war immens, 2500 sagt man, und doch behaupteten die Privatunternehmer dieser Veranstaltung, mit Minus gearbeitet zu haben. Hoffentlich ist das dieses Jahr anders und wir können angenehmeres berichten aus unserer Ortschaft. Die Kapelle stellt der bekannte Dirigent Benk, Anfang, abends 7 Uhr. Eintritt 30 Groschen.

Wieder ein Autozusammenstoß. Am Mittwoch, abends 5 Uhr, stieß an der bekannten Unfallstelle in der Nähe der Haltestelle der Straßenbahn das Auto der Autobuslinie 3514 mit einem Czeladzer Privatauto zusammen. Die Chauffeure beider Autos bemerkten die Gefahr sofort und zogen die Bremsen scharf an. Außer unfreiwilligem Erheben von den Plätzen, kamen die Passagiere mit dem Schrecken davon. Die Schuld trifft in diesem Falle, nach den polizeilichen Ermittelungen den Czeladzer Chauffeur, der zu scharf fuhr.

Ein Unglücksauto. Das kleine Transportauto der „Vereinigten", ein Fiatwagen, fuhr auf einer Tour von Kattowitz nach Krakau infolge Versagens der Steuerung über ein Brückengeländer hinaus in einen Fluß. Das Auto wurde zertrümmert. Der Chauffeur kam mit leichten Verletzungen davon, während sein Begleiter, Rechnungsführer P. aus Bytkow schwer verletzt wurde. Vor zwei Monaten ist ein Chauffeur ebenfalls infolge Versagens der Steuerung tödlich verunglückt.

Der Fußballklub K. S. 07, weiht am Sonntag, den 2. d. Mts. seinen neuen Sportplatz am Bienhof ein. Geplant ist ein Konzert und mehrere Freundschaftspiele gegen auswärtige Vereine.

Myslowitz

Barackenwohnungen. Die große Wohnungsnot in den schlesischen Gemeinden hat die Gemeindevorstände veranlaßt, Wohnungsbaracken zu bauen, in welchen die Bewohner der baufälligen Häuser untergebracht werden. Die Stadt Myslowitz ist denselben Weg gegangen und hat in der Rymerstraße ebenfalls hölzerne Baracken aufgestellt, in welchen die Bewohner der baufälligen Häuser auf dem Neumarkt untergebracht wurden. Da aber in der Entenstraße und in der Neuen Kirchstraße ebenfalls baufällige Häuser stehen, konnten die alten Baracken die Obdachlosen nicht mehr fassen und die Stadt mußte neue Baracken bauen. Mit dem Bau von neuen hölzernen Baracken wurde an der schwarzen Przemsa begonnen, die bereits soweit sind, daß sie teilweise bewohnt werden. Die neue Baracke besteht aus vier selbständigen Wohnungen.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Und so was will Polizeibeamter sein. Aus Ruda weiß die „Polska Zachodnia" folgenden Vorfall, den sie mit „Gruby nietakt policjanta" überschreibt, zu berichten. Am 29. Mai transportierte der Polizeibeamte Nr. 2612 einen Betrunkenen zur Polizeiwache. Selbstverständlich fand sich dazu eine Schar von Neugierigen ein, darunter viel Jugendliche. Ein 10jähriger Gymnasialschüler äußerte nun zu seinem Mitschüler: „Komm, laß' uns weiter gehen, denn sonst wirst du auch noch eingesperrt werden". Das paßte dem erwähnten Polizeibeamten nicht und zog den betreffenden Schüler am Arm nach der Polizeiwache. Zwar nicht auf dieser, aber vor dem Eingang im Flur, schlug er dem Schüler brutal mehrmals mit den Fäusten ins Gesicht, so daß dieser die Brille verlor. Dann wurde der mißhandelte Junge noch eine Stunde auf der Wache behalten und zum Schluß noch mit einem schweren Schlag gegen den Hals bedacht. Ob das nun nicht mehr als ein „Gruby nietakt", wie die „Polska Zachodnia" schreibt, ist? Wir glauben, daß das eine hundsgemeine Schweinerei ist und es ist zu erwarten, daß der betreffende Polizeibeamte exemplarisch bestraft und selbstverständlich aus dem Dienst entlassen wird. Solche Prügelhelden gehören wo anders hin...

Börsenkurse vom 2. 6. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91¼ zł
		frei	=	8.93 zł
Berlin	100 zł		=	46.783 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213.75 zł
	1 Dollar		=	8.91¼ zł
	100 zł		=	46.783 Rmk.

Beim Schmuggeln erschossen. An der grünen Grenze bei Ruda, wurden von einem Zollbeamten zwei Personen angetroffen, die aller Wahrscheinlichkeit Schmuggler waren. Auf den Anruf, stehen bleiben, ergriffen sie die Flucht, worauf der Beamte schoß. Eine der fliehenden Personen wurde getroffen, es ist eine Frau Kuscha aus Ruda, und gleich nach dem Knappschaftslazarett überführt, wo sie aber bald verstarb.

Geldschrankknacker an der Arbeit. In der Nacht zum 31. Mai wurde dem Kassenraum der Donnersmarckschen Grubenverwaltung ein Besuch abgestattet. Der Geldschrank wurde nach allen Regeln der Kunst gesprengt und das in ihm befindliche Bargeld, 17 000 Zloty, selbstverständlich gestohlen. Die Einbrecher arbeiteten ungestört und verschwanden nach getaner Arbeit ungesehen. Die Kriminalpolizei hat ihre Erkittelungen sofort aufgenommen, nachdem sie von dem Einbruch Kenntnis erhielt.

Schrecklicher Tod. Die 53jährige Ehefrau des Hüttenarbeiters Wyczkowski aus Hohenlinde büßte dieser Tage ihr Leben auf schreckliche und tragische Weise ein. Die Frau begab sich mit einem offenen Licht nach dem Keller. Hier erlitt sie einen Ohnmachtsanfall und brach zusammen. Unglücklicherweise kamen ihre Röcke mit dem Licht in Berührung, die sofort Feuer fingen und bald lichterloh brannten. Sie erlitt schreckliche Brandwunden, an deren Folgen sie gleich verstarb. Hauseinwohner fanden die Leiche im Keller.

Pleß und Umgebung

Deutscher Volksbund, Ortsvereinigung Pleß. Am Sonnabend, den 2. Juni, abends 8 Uhr, findet im Hotel Fuchs eine zweite Mitgliederversammlung statt, da die erste nicht beschlußfähig war. Die Versammlung ist ohne Rücksicht auf die Zahl der Anwesenden beschlußfähig.

Brand. In Czelmitz, Kreis Pleß, brannte am 2. Pfingstfeiertag in der Nacht gegen 1 Uhr das mit Stroh bedeckte Wohnhaus, Eigentum des Valentin Polak und der Witwe Katharine Niemietz, nieder. Der Bau ging vollständig in Flammen auf und ein großer Teil des Hausinventars. Als Brandursache wird Schornsteindefekt angenommen, was allerdings verwunderlich ist, daß die Leute in der Nacht noch Feuer unterhalten haben sollen.

Rybnik und Umgebung

Der Tod durch Schnaps. In der Destille Kupka in Loslau trank ein gewisser Robert Gawlik ein Liter Czysty aus. Gleich darauf erkrankte er schwer und wurde nach dem städtischen Krankenhause überführt, wo er verstarb. Ein Liter Schnaps hintereinander auszutrinken ist allerdings etwas reichlich, kein Wunder, wenn eine Alkoholvergiftung, um eine solche wird es sich jedenfalls handeln, eintrat.

Deutsch-Oberschlesien

Gleiwitz. (Inbetriebnahme der Flugstrecke Gleiwitz—Hirschberg.) Im Rahmen des Sommerflugplanes der Deutschen Lufthansa A.-G., ist am Freitag die Strecke Gleiwitz—Neiße—Riesengebirge—Hirschberg dem Verkehr übergeben worden. Da eine direkte Schnellzugverbindung aus dem Industriegebiet nach dem Riesengebirge leider noch nicht besteht, ist damit zu rechnen, daß die neu eröffnete Flugstrecke nach Hirschberg sich eines großen Zuspruches erfreuen wird. Bekanntlich war die schon im vorigen Jahr beflogene Strecke Neisse—Hirschberg eine der hochfrequentesten der Deutschen Lufthansa und dies wohl hauptsächlich darum, weil Oberschlesien keine günstigen Bahnverbindungen mit dem Riesengebirge aufzuweisen hat.

Neisse. (Explosion in einer Maschinenfabrik.) In der Maschinenfabrik von Wolf in Falkenau, explodierte aus bisher nicht festzustellender Ursache eine Acetylen-Flasche. Durch den enormen Luftdruck wurden zwei Lehrlinge an die Wand geschleudert und kamen glücklicherweise mit dem Schrecken davon. Dagegen wurde eine starke Mauer von fast zehn Meter Länge zerrissen und in den angrenzenden Häusern sämtliche Fensterscheiben zertrümmert.

Waldenburg. (Die brennende Zigarre als Todesursache.) Der Sattlermeister Würfel in Adelsbach hatte sich nach dem Mittagessen mit seiner brennenden Zigarre für kurze Zeit zur Ruhe niedergelegt. Er schlief jedoch ein, wobei die Zigarre zu Boden fiel und das Werg entzündete. In dem nunmehr entstandenen starken Qualm ist der Sattlermeister erstickt.



„Morgen werden es 30 Jahre, daß wir verheiratet sind. Ob ich den Truthahn schlachte?"
„Der kann doch nicht dafür."

Brest-Litowsk

Szenen aus dem politischen Mythos „Lenin“

Von Ernst Fischer.

Brest-Litowsk. Links auf der Treppe die deutsche und österreichische Fahne, rechts auf der Treppe die rote Fahne. Links eine Gruppe von Generalen und Diplomaten in voller Gala, rechts Trotzki, Radek und andere in der Uniform der roten Garde.

Der deutsche General: Nicht der Besiegte, sondern der Sieger hat zu fordern. Sie kennen die deutschen Bedingungen, wollen uns aber nicht verstehen. Ich formuliere zum letzten Male das Ultimatum und mache Sie darauf aufmerksam, daß nicht Deutschland den Frieden braucht, sondern Rußland.

Radek: Hüten Sie sich, Herr General! Rußland hat nichts zu verlieren ... hinter Ihnen steht auf tönernen Füßen die Monarchie. Sie spielen um einen größeren Einsatz ... und schließlich werden die Arbeiter und Soldaten das Spiel entscheiden.

Der General: Das lassen Sie unsere Sorge sein.

Radek: Das soll Ihre Sorge noch werden. Herr General — wenn Ihnen und Ihren Kollegen in England und Frankreich und überall der Sieg in den Händen verwest.

Der General: Es ist politisch nicht klug, den Siegern zu drohen. Sie kennen das Ultimatum: Rußland anerkennt die Annexion Polens, Litauens und Kurlands und erklärt sich bereit, das Selbstbestimmungsrecht der Ukraine zu billigen. Die deutsche Armee wird darüber wachen, daß mit dem Selbstbestimmungsrecht kein Mißbrauch getrieben wird.

Radek: Und Moskau und Petrograd wollen Sie uns vorläufig noch leihweise überlassen?

Der General: Wir erwarten auf diese gewiß nicht übertriebenen Forderungen klaren Bescheid.

Trotzky (richtet sich auf): Die Vertreter der Mittelmächte scheinen bis heute zu glauben, sich Leuten ihres Schlages gegenüber zu sehen, Diplomaten und Generalen, die hinter dem Rücken der Völker über das Schicksal von Millionen entscheiden. Sie scheinen zu glauben, daß wir in heimlichem Handel um Krieg und Frieden die Bauern und Arbeiter Osteuropas an die preußischen Junker und österreichischen Erzherzoge verkaufen wollen. Sie haben sich bis heute getäuscht, Herr General. Die russische Revolution hat uns nicht hergesandt, um den Hohenzollern und Habsburgern billige Beute zu überlassen, sie hat uns hergesandt, um den Völkern das maskenlose Antlitz der imperialistischen Welträuber zu zeigen. Wir haben die Geheimverträge des Zaren mit den englischen, französischen und italienischen Kriegsbanditen veröffentlicht, wir werden auch die Protokolle in Europa publizieren. Europa wird erkennen, daß es von unersättlichen Räubern regiert wird und daß ein Feind den Russen, den Franzosen und den Deutschen gemeinsam ist.

Mir bleibt nun nichts weiter zu tun übrig, als Ihnen im Namen der russischen Revolution zu sagen: Nie werde ich meine Unterschrift unter einen räuberischen Eroberungsfrieden setzen, der den arbeitenden Massen von schamlosen Ausbeutern auferlegt werden soll. Die russische Revolution wird diesen Frieden nicht unterzeichnen, sie wird aber, um ihren Friedenswillen zu dokumentieren, den Krieg als beendet erklären und die Armee auflösen. (Verwirrung unter den Generalen und Diplomaten.)

Der deutsche Sekretär: Das ist ja — nicht möglich. Dafür gibt es in der Geschichte keinen Präzedenzfall — das ist ein historischer Nonsens.

Der General (schlägt mit der Faust auf den Tisch): Das ist ja unerhört! Das sagt der Besiegte dem Sieger? Sind Sie sich klar darüber, daß der Waffenstillstand mit dieser Antwort zu Ende ist?

Trotzky (kühl): Wir sind uns vollkommen klar darüber, was unsere Worte bedeuten. Das Weitere hängt nicht von Ihnen ab und nicht von uns — das Weitere ist Sache der deutschen Soldaten.

Radek: Holen Sie sich die Antwort von Ihrer Armee ... es wird Ihnen und Ihrem Kaiser Hören und Sehen vergehen.

Der deutsche Diplomat: Besonnenheit, meine Herren! In dieser Form kann man nicht verhandeln. Ich schlage vor, die Besprechung zu vertagen. Die Situation ist unklar.

Der deutsche General: Nur keine Schlappheit! Deutschland pfeift auf den Frieden, der Krieg arbeitet besser.

Radek: Das Menschenmaterial ist billig ... es wird euch nichts als die Krone und den Kragen kosten.

Der deutsche Sekretär (mit einem Buch): Ich habe den Präzedenzfall gefunden ... Der Entschluß der russischen Delegation ist zwar in der modernen Geschichte beispiellos, aber vor zweitausend Jahren hat sich ein ähnlicher Vorfall zugetragen. (Er blättert.) Damals haben nämlich die Griechen und die Szythen ... wobei die Griechen natürlich ...

Der General (schlägt ihm auf die Schulter): Das ist es eben. Wir werden den Szythen mit unseren Bajonetten die Weltgeschichte schon beibringen.

Der Sekretär: Wenn die Herren der Passus interessiert ...

Radek: Sorgen Sie lieber dafür, daß Deutschland sich mit einem zweiten Präzedenzfall beschäftigt ... Rußland hat seinen Kaiser umgebracht. (Dunkelheit.)

Der Chor:

Seele, weinende Seele, flieg!
Imer noch Krieg! Immer noch Krieg!
Flieg nach Moskau und Petrograd,
Spei' dein Blut in die steinerne Stadt,
Schrei' deine Wut den Herren zu:
Gebt uns Frieden und Land und Ruh'!
Nichts als Frieden und Land und Ruh'!

* * *

(Tribüne rechts. Lenin und Trotzky.)

Lenin: Wissen Sie, was Sie getan haben?! Sie haben um einer Gebärde willen Blut und Land und alles aufs Spiel gesetzt, um einer sinnlosen, komödiantenhaften und billigen Gebärde willen.

Trotzky: Europa blickt auf uns. Wir haben die Würde der Revolution zu wahren.

Lenin (springt auf): Hören Sie auf mit diesen erbärmlichen Redensarten! Wir haben nichts zu tun, als der Revolution zu dienen, ernst, geduldig und ohne Deklamation. Sie haben in Brest-Litowsk die dankbarste Rolle gewählt, die Rolle des edlen Helden, der in allen Lesebüchern die Nerven der Gymnasiasten erhitzt. Das hätte jeder Tenor der Petrograder Oper vermocht.

Trotzky: Ihr Hochmut ist unerträglich. Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton mit mir zu sprechen!

Lenin: Haben Sie noch immer Zeit zu persönlichen Eitelkeiten? Die Deutschen marschieren unaufhaltsam in Rußland ein, die Ukraine ist verloren, unsere ukrainischen Genossen werden an die Mauer gestellt und niedergeschossen, die Getreidevorräte fallen den Mittelmächten zur Beute, die Bauern verfluchen uns ... und Sie sind gekränkt wie ein Schauspieler, der ausgezischt wurde?

Trotzky: Hören Sie auf!

Lenin: Wehe der Revolution, wenn sie mit dem Gespenst des Heroismus kokettiert! Wir brauchen keine Heroen. Heroen haben die Völker seit je zugrunde gerichtet, wir brauchen Arbeiter, leidenschaftliche, nüchterne, unermüdliche Arbeiter. Nun werden wir um den Frieden betteln müssen, den Rußland braucht, nun werden wir ungeheure Opfer bringen und uns maßlos demütigen müssen — weil eine Pose uns wichtiger war als die Wirklichkeit. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, das wäre töricht, aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie nie wieder eine Aufgabe, der wir zu dienen haben, mit einer Oper verwechseln.

Trotzky (wirft sich über den Tisch): Ich hasse Sie, weil Sie recht haben, ich hasse diese unerbittliche Maschinerie; die unsere Herzen zermalmt.

Lenin: Maschinerie?! Kennen Sie so wenig den Dienst an einer Vision, die uns als Knabe berauschte und die wir heute in großer Arbeit erfüllen? Gehören auch Sie zu den tollen Romantikern, die heute wie zwanzigjährige Kinder von einem heiligen Krieg und einem göttlichen Opfertod fiebern und faseln, weil das bequemer ist als die brennende Sachlichkeit, deren wir nun bedürfen? Fabeln auch Sie davon, daß man Moskau anzünden, Petrograd in die Luft sprengen, die Revolution in verzweifelte Abenteuer auflösen soll? Sie wissen ebensogut wie ich, was von dieser lyrischen Bankrotterklärung zu halten ist.

Trotzky (streckt die Fäuste nach vorn und preßt die Stirn gegen die Tischplatte): Fluch dieser Zeit, in der die Persönlichkeit untergeht!

Lenin: Nur die Romantik geht unter ... und das ist gut.

* * *

(Mittelbühne. Saal im Tauridapalast. Nacht. Ein wirres Durcheinander von Volkskommissären. Lenin kommt über die Treppe rechts, alle stürzen auf ihn los.)

Radek (hält ihm die Zeitung hin): Haben Sie das geschrieben, da, den Artikel, den schändlichen, kleinlauten und verzagten Artikel ...?! „Die Weltrevolution ist unwahrscheinlich, man muß mit außenpolitischen Tatsachen rechnen. Man muß die schlechtesten Bedingungen annehmen, um sich für den Kampf in der Zukunft zu rüsten.“ ... Haben Sie das geschrieben?

Ryasanow: Und das: „Die russische Revolution muß neutral sein, wenn die imperialistischen Mächte Krieg führen?“

Lunatscharsky: Und das: „Die Weltrevolution wird nicht heute und morgen kommen. Wir müssen unsere Kräfte nach innen konzentrieren und klug und geduldig sein?“

Leonid: Das haben die Menschewiken gesagt ... vor einem halben Jahre, und Sie haben die Menschewiken als Verräter verfolgt ... vor einem halben Jahre. Sie können diesen Artikel nicht geschrieben haben.

Lenin (schweigt).

Lunatscharsky: Sie raten uns, mit dem Imperialismus Kompromisse zu schließen, Sie ...?!

Radek (zum Sprung geduckt): Dieser Friede wäre der moralische Bankrott der russischen Revolution, die Auslieferung Osteuropas an die preußischen Junker.

Dybenko: Da tun wir nicht mit, Genosse Lenin. Unterzeichnen Sie diesen Fetzen Papier, wir führen Krieg gegen Deutschland.

Lenin: Das Volk hat gegen den Krieg gestimmt.

Radek: Wir haben es gar nicht gefragt, wie kann es gegen den Krieg gestimmt haben?

Lenin: Mit seinen Beinen hat der Bauer gegen den Krieg gestimmt ... er läuft von der Front weg.

Lunatscharsky: Kennen Sie die Gewalt der Begeisterung, die flammende Größe einer Idee?

Lenin: Was nützt das gegen Kanonen und Maschinengewehre?

Kamenew: Das russische Volk ist fähig, Unmögliches zu vollbringen, der Glaube an das Unmögliche ist seine tiefste Kraft.

Lenin: Sie auch ...??

Lenoid: Es geht um alles, es geht um die Reinheit einer Idee. Keine Hindernisse, keine Zweifel, keine menschlichen Schwierigkeiten und Erwägungen werden uns hindern, das Große zu tun.

Lenin: Das ist eine Torheit.

Leonid: Sie selber haben die Torheit gesagt und diese Torheit war es, die uns über all das Geschwätz der Vernunft hinausgerissen hat. Diese Torheit war die Revolution, war mehr als Brot und Gesundheit und Leben. Ohne diese Torheit sind wir nichts, Menschen, die hier und dort und überall in dumpfen Betten verwesen können. Die Revolution muß rein sein, rein und heilig und makellos — sonst sind wir Mörder und nicht Vollstrecker einer Idee.

Lenin (schüttelt den Kopf).

Leonid: Wir haben alles verlassen und alles zerbrochen und alles verbrannt — Familie, Mitleid und menschliche Liebe, weil einer kam, der keine Halbheit duldete, keinen Zweifel, kein Kompromiß, weil er uns eines lehrte, das wichtiger ist: den heiligen Wahnsinn des Guten. Schrecken Sie vor dem Letzten zurück, vor dem, was über uns hing, seit Sie kamen, wie eine brennende Wolke, die große Bereitschaft zum Opfertod?! Wenn das wieder kommt, die Klugheit des Augenblicks, dann haben wir alles umsonst getan, umsonst gefiebert, umsonst gemordet, umsonst gerast. Wenn wir nicht leben können ohne Maß und Makel, dann wollen wir sterben und unseren Tod den Völkern schenken.

Lenin (in großem Zorn): Ihr Narren, ihr kranken Narren! Soll die Revolution zugrunde gehen, um eure leere Idee zu retten? Ihr seid ärger als Hühner. Ein Huhn kann sich nicht entschließen, über einen Kreidekreis zu treten, aber es könnte zu seiner Rechtfertigung sagen, daß es den Kreis nicht selber gezogen hat. Ihr aber habt euch selber den Kreis gezogen und nun starrt ihr den Kreidestrich an, anstatt die Wirklichkeit anzusehen. Unsere Formel war gut, sie sollte die Massen gegen ihre Regierung aufpeitschen — sie wäre Wahnsinn, wenn wir an ihr zugrunde gingen.

Radek: Das ist Opportinismus, knochenlose Anpassungsfähigkeit!

Lenin (in wachsendem Zorn): Was wollt ihr denn eigentlich? Wollt ihr eine romantische Oper in Szene setzen oder wollt ihr die Wirklichkeit gestalten? Wollt ihr das Pathos, die Pose und das Kostüm der Revolution, oder wollt ihr, jenseits von Phrasen und Bühneneffekt, die Revolution? Seid ihr Schauspieler einer Idee oder seid ihr Männer? Ich will die Revolution — was aber wollt ihr?

Leonid: Die Revolution, die Sie verraten! Die Revolution, die Wahrheit, das Wunder!

Lenin: Romantiker sterben für eine große Sache, Männer leben für sie. Wir haben nicht eine Theorie in möglichster Reinheit zu konservieren, wir haben die realen Bedingungen zu betrachten, denen die Revolution gegenübersteht. Die weißen Garden haben uns an der Kehle gepackt, wie sollen wir Krieg gegen Deutschland führen? Was kümmert der Bauer sich um eure Ideen, er will seinen Acker, sonst nichts — und laßt ihn erst die Erde berühren, seine Erde mit seinen Händen, dann wird er sie wie ein Riese gegen alle beschützen. Frieden um jeden Preis, das brauchen wir heute. Glaubt nicht, daß ich von diesem Frieden ein Wunder erwarte, er wird schlimm genug sein, aber er ist eine Atempause für einige Monate, das ist alles. In diesen Monaten werden wir die russische Revolution groß machen oder zugrunde gehn — doch nicht in ekstatischem Selbstmord, sondern in zähem, geduldigem, unerbittlichem Kampf um jede Position, um jeden Zoll der Zukunft. Lieber stückweis' zerrissen werden, lieber in tiefstem Dreck wie ein Maulwurf weiterwühlen, als vom reinen Gipfel einer Idee ins Nichts hinausspringen.

Leonid: Vielleicht ist alles richtig, was Sie sagen. Ich weiß es nicht. Aber darauf kommt es nicht an — jeder Beweis hat einen Gegenbeweis und Sieger in diesem Kampfe bleibt die kältere Logik. Wehe der Revolution, wenn sie die Maschinerie der Hirne nicht überwindet, wenn sie nicht Flamme des Blutes ist!

Lenin: Wehe der Revolution, die nicht im Eis der Vernunft so glühend bleibt wie im Aether der Träume! Ihr müßt das Richtige tun und wenn auch eure liebste Idee daran zerbricht.

Leonid: Hinter uns stehen alle, die tapfer und leidenschaftlich und revolutionär sind — wer steht hinter Ihnen?!

Der Chor (während er spricht, schließt sich die Mittelbühne):

Seele, weinende Seele, flieg!
Immer noch Krieg, immer noch Krieg!
Ist keiner, der deine Stimme stört?
Ist keiner, den deine Stimme stört?
Seele, weinende Seele, flieg!
Das Volk verflucht den Krieg!
Das Volk will Frieden! Frieden! Frieden!

Lenin (tritt vor den Vorgang der Mitelbühne): Die Sowjetexekutive hat mit einhundertzwölf Stimmen gegen vierundachtzig Stimmen den Frieden mit Deutschland geschlossen.

Woher stammen die Sternschnuppen?

Von **Hermann A. Hahne**, Sternwarte Sonneberg in Thüringen.

Hier und da, in allen Himmelsrichtungen, Nord, Ost, Süd und West kann man in einer klaren Nacht Sternschnuppen aufleuchten sehen. Abergläubische Menschen knüpfen ihre Wünsche daran, wenn sie eine Sternschnuppe fallen sehen; vielleicht weil sie denken, daß es eine seltene Erscheinung gewesen ist. Das ist aber gar nicht so. Viele Sternschnuppen fallen in jeder Nacht, häufen sich gegen Morgen, und in bestimmten Monaten — so im Juli, August und im November — tauchen alljährlich an bestimmten Himmelsgegenden unaufhörlich Sternschnuppen auf, die als Sternschnuppenschwärme bezeichnet werden. Der berühmte Alexander von Humboldt beobachtete am 12. November 1799 auf seiner südamerikanischen Reise einen derartigen mächtigen Sternschnuppenfall, von dem er berichtet, daß „Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen stundenlang hintereinander fielen“. — Manchmal kann man auch ein großes Meteor beobachten, das in dunkler Nacht die Landschaft blitzartig erhellt, oft schön intensiv grün erscheint und funkensprühend wieder verlöscht.

Sternschnuppen und Feuerkugeln sind nun an sich dunkle Körper, die sich durch den Weltenraum bewegen, meist regellos, hier und da auch in ganzen Schwärmen. Gelangen sie in den Bereich der irdischen Anziehungskraft, so fallen sie auf die Erde nieder, durchfliegen den Luftmantel der Erde und erhitzen sich bei ihrer großen Geschwindigkeit durch die Reibung an der irdischen Lufthülle, werden glühend, flammen auf und verbrennen. Je größer die Masse des Körpers ist, desto heller ist die Leuchterscheinung. Die großen Körper bezeichnen wir als Meteore. Oft verbrennen diese nicht restlos, der verschlackte Rest fällt auf die Erde nieder, wühlt sich in den Erdboden wie eine Sprenggranate ein oder zersplittert, wenn er auf hartes Gestein oder Straßenpflaster trifft. Ein Sägewerkbesitzer im Muldental in Sachsen fand 1920 beim Zersägen einer 90jährigen Eiche einen faustgroßen Meteorstein, der mindestens 50 Jahre in dem Baum gesessen hatte und ganz umwachsen war.

Der erste Forscher, der sich eingehend mit dem kosmischen Ursprung der Sternschnuppen befaßte, war der italienische Astronom G. V. Schiaparelli, Direktor der Mailänder Sternwarte, der später durch die Entdeckung der Marskanäle berühmt geworden ist. Schiaparelli sprach 1866 die Vermutung eines Zusammenhanges zwischen den Kometen und den Sternschnuppen aus. Es gelang ihm auch, mathematisch diesen vermuteten Zusammenhang zwischen den im Juli und August auftretenden Perseidenstrom und dem Kometen 1962/III nachzuweisen. Andere Astronomen versuchten einige Jahre später den Zusammenhang auch für andere Kometen und Sternschnuppenschwärme zu erfassen. Es gelang aber nur in vereinzelten Fällen. Schiaparelli und später der russische Astronom Bredichin haben dann weiter untersucht, welcher Art eigentlich der Zusammenhang zwischen den Kometen und Sternschnuppen ist. Bredichin ist dabei der Ansicht, daß innere Kräfte im Verein mit der Anziehung der Sonne Teilchen von dem Kern des Kometen lossprengen und über die ganze Kometenbahn verstreuen. Kreuzt die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne an irgendeiner Stelle im Weltenraum die von den Kometenteilchen erfüllte Bahn, so fängt sie die Teilchen auf, und in der Lufthülle leuchtet eine Sternschnuppe auf.

Aus den Ergebnissen der Untersuchungen dieser Epoche der astronomischen Forschung, die etwa von 1860 bis 1880 dauerte, wurde nun gefolgert, daß alle Sternschnuppen von aufgelösten oder sich auflösenden Kometen herstammen. Dabei lag aber gar kein triftiger Grund zu dieser Annahme vor. Nicht zu Unrecht wies daher der englische Astronom Monck 1886 darauf hin, daß man gar keinen Grund hätte, einen kometarischen Ursprung aller Sternschnuppen anzunehmen. Noch etwas anderes sprach gegen eine Verallgemeinerung der Theorie, daß alle Sternschnuppen ohne Unterschied von Kometen herstammen. Die Meteore, die sich von den Sternschnuppen nur durch ihre größere Masse unterscheiden, mußten auf Grund der Untersuchungen des österreichischen Astronomen Gustav von Nießl durchweg als nicht von Ko-

meten herstammend betrachtet werden. Sie schienen aus dem Weltenraum zu stammen, der nicht mehr zu unserem Sonnensystem gehört, waren also interstellaren Ursprungs. Durch Nießl wurde auch die Ansicht vertreten, daß sich unter den Sternschnuppen auch solche befinden, die interstellaren Ursprungs sind. Der Beweis dieser Annahme blieb dem deutschen Astronomen Hoffmeister in Sonnenberg vorbehalten, der schon als fünfzehnjähriger Schüler 1909 mit systematischen Sternschnuppenbeobachtungen begann und 1922 seine astronomische Theorie der Sternschnuppen veröffentlichte. Bei seinen Sternschnuppenbeobachtungen hatte Hoffmeister streng die Zeiten zu meiden gesucht, zu denen kometarische Sternschnuppenströme in Tätigkeit sind, um keine verfälschten Resultate zu bekommen. Das Ergebnis der Hoffmeisterschen Untersuchungen bestätigte glänzend die Annahme des österreichischen Meteorforschers. Rund 75 Prozent aller fallenden Sternschnuppen überhaupt sind interstellaren Ursprungs, stammen also aus dem Teil des Weltenraumes, der anderen Sonnen angehört. Zur Prüfung seiner Theorie zog Hoffmeister noch zwei alte Beobachtungsreihen eines deutschen und eines französischen Astronomen heran, die fast dieselben Werte ergaben.

Woher stammen nun die interstellaren Sternschnuppen? Für die kometarischen Sternschnuppen hatte der russische Astronom Bredichin ja eine den Beobachtungen befriedigende Erklärung gegeben. Aber von den interstellaren Sternschnuppen weiß man heute noch weiter nichts, als daß sie eben interstellar sind. Gibt es unter ihnen auch Ströme, die zu bestimmten Zeiten im Jahr auftreten? Einige Andeutungen scheinen dafür vorzuliegen. — Der österreichische Geophysiker Schwinner in Graz ist der Ansicht, daß unser ganzes Sonnensystem gegenwärtig bei seiner Wanderung durch den Weltenraum in ein Gebiet geraten ist, das von den Trümmern eines zersprengten Himmelskörpers erfüllt ist. — Die Forschungen des Direktors der Vatikan-Sternwarte in Rom, Peter Hagen, und des Direktors der Badischen Landessternwarten auf dem Königsstuhl bei Heidelberg haben gezeigt, daß der Weltenraum an vielen Stellen mit dunklen, nicht leuchtenden Massen kosmischen Staubes erfüllt ist. Möglich, daß auch solche Staubmassen zur Erde gelangen und als Sternschnuppen aufleuchten. Eine Sternschnuppe wiegt ja nur wenige Gramm. Jedoch, das sind heute bloß Vermutungen, für die der Astronom noch keine festen Beweise zu liefern vermag.

Vorwiegend interessieren sich die meisten Astronomen heute für die Erforschung der physikalischen Eigenschaften der Himmelskörper und für die Gewinnung eines klaren Bildes über die Verteilung und Stellung der Weltenkörper im Raum. Dennoch werden die Forschungsergebnisse auf anderen Gebieten der Astronomie sicher eines Tages auch auf die noch ungelösten Probleme von der Herkunft der interstellaren Sternschnuppen führen. Dabei wird die Wissenschaft von der Beschaffenheit und von den Vorgängen in der Lufthülle unserer Erde, die Meteorologie, auch ihren bedeutenden Anteil haben.

Lustige Ecke

Tante Paula will von Hunden nichts wissen, nicht weil sie Angst hat, gebissen zu werden, sondern wegen der Flöhe. Eines Tages sitzt sie auf einer Bank und neben ihr läßt sich ein biederer Handwerksmeister nieder, dessen Hund ihren Rocksaum berührt. Die Tante springt entsetzt auf, und als sie der Mann beruhigt, der Hund tue nichts, flötet sie: „Aber die Flöhe . . . !“ Darauf die Antwort: „Ach was, an den gehen Ihre Flöhe nicht!“

*

Der kürzeste Weg. „Wie sind Sie eigentlich zu so vielem Geld gekommen?“ „Durch Pferderennen.“ „Haben Sie gewettet?“ „Nein, ich habe gleich neben der Rennbahn ein Leihhaus eröffnet.“

Von der Amsterdamer Olympiade

Das Spiel Deutschland—Schweiz am Pfingstmontag endete mit dem Sieg der deutschen Fußballmannschaft von 4 : 0.



Der deutsche Torwächter Stuhlfaut (1. Fußballklub Nürnberg).



Der deutsche Mittelstürmer Kalb (1. Fußballklub Nürnberg).



Die deutsche Fußballmannschaft erholt sich nach ihrem Siege am Strande von Zandvoort.



Hofmann, Meerane, der drei Tore für Deutschland schoß.



Ein Zeichen des riesenhaften Verkehrs.
Das Postamt, das eigens für die Olympiade innerhalb der Stadionanlagen gebaut wurde.



Der „Generalquartiermeister“.
Der Direktor des Logiskomitees der Olympischen Spiele, das die Unterbringung der auswärtigen Gäste regelt, ist Herr van Dellen.



Internationales Tennis in Berlin.
Die amerikanische Tennismeisterin Fräulein Elizabeth Ryan zeigte beim Pfingstturnier des Berliner Rot-Weiß-Klubs ihren glänzenden Stil, mit dem sie sämtliche Gegnerinnen überlegen schlug. — Im Bilde: Fräulein Ryan während eines Spieles in Berlin-Grunewald.



Flug- und Sporttag in Staaken.
Die Fliegerschule Staaken bei Berlin veranstaltete am Pfingstmontag einen Flug und Sporttag. Der interessanteste Teil des reichhaltigen Programms war der Wettkampf von Stafetten, die sich aus je einem Läufer, einem Motorradfahrer und einem Flieger zusammensetzten. Unser Bild zeigt den Stafettenwechsel, bei dem der Flieger den Stab an den Läufer der siegreichen Mannschaft des Deutschen Sportklubs übergibt.



Reinberg-Hamburg
wurde bei der Amsterdamer Tagung der Federation Internationale de Hockey zum Zweiten Vizepräsidenten gewählt.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Das Glück

Von Maxim Gorki.

... Es gab einen Augenblick, da war mir das Glück so nahe, daß ich beinahe in seine weichen Pfoten geraten wäre.

Das geschah bei einem Spaziergang. Eine große Gesellschaft von jungen Leuten hatte sich in einer schwülen Sommernacht auf den Fluren jenseits der Wolga, bei den Sterlettfischern zusammengefunden. Wir saßen um das Feldfeuer herum, löffelten die von den Fischern zubereitete Fischsuppe aus, tranken Schnaps und Bier: es wurde darüber gestritten, wie die Welt am schnellsten und besten umgestaltet werden könnte; dann zerstreuten wir uns, körperlich und geistig ermüdet, und jeder suchte sich nach Belieben einen Platz auf der abgemähten Wiese.

Ich entfernte mich von dem Feuer mit einem Mädchen, das mir klug und feinfühlig erschien. Es hatte warme, dunkle Augen, in seinen Worten erklang schlichte, verständliche Wahrheit. Dieses Mädchen hatte für jedermann einen lieben Blick.

Wir gingen leise Seite an Seite; unter unseren Füßen knisterten zerbrechend die gemähten Grashalme, aus dem kristallenen Himmel, der die Erde überwölbte, ergoß sich der berauschende Strom des Mondlichtes.

Tief aufseufzend sprach das Mädchen:

„Herrlich! Wie die afrikanische Wüste, und die Heuschober sind die Pyramiden. Und heiß — — —"

Dann schlug sie vor, wir sollten uns zu einem Heuschober setzen, in den runden Schatten, der dicht war wie bei Tageshelle. Die Grillen zirpten, in der Ferne fragte ein melancholischer Gesang: „Ach, warum betrogst du mich?"

Ich erzählte dem Mädchen heiß bewegt von dem Leben, das ich gekannt, und davon, was mir unbegreiflich war, aber plötzlich fiel meine Zuhörerin mit einem leisen Schrei rücklings hin.

Es war dies, glaube ich, die erste Ohnmacht, die ich gesehen, und einen Augenblick lang war ich ganz verwirrt, wollte schreien, um Hilfe rufen, erinnerte mich aber sogleich, was in solchen Fällen die wohlerzogenen Helden der mir bekannten Romane tun und riß den Gürtel ihres Rockes, ihrer Bluse und die Bänder ihres Leibchens auf.

Als ich ihre Brüste erblickte, die zwei kleinen, mit dichtem Mondlicht angefüllten, auf ihrem Herzen umgestülpten Silberschalen, überkam mich, wie eine sengende Hitzwelle, die gierige Lust, sie zu küssen. Aber dieses Begehren überwindend, stürzte ich kopfüber zu dem Fluß, um Wasser, denn die Schrift lehrt, daß die Helden in solchen Fällen immer um Wasser laufen, es sei denn, daß der umsichtige Autor ein Bächlein zu dem Ort der Katastrophe hinströmen läßt.

Als ich jedoch, wie ein wildes Roß über die Wiese sprengend, zurückkehrte, den Hut voll Wasser, da stand die Kranke an den Heuschober gelehnt; sie hatte die Verheerungen ihrer Toilette, die ich angerichtet, bereits in Ordnung gebracht.

„Nicht nötig," sagte sie mit müder, leiser Stimme und schob meinen nassen Hut mit der Hand beiseite.

Dann ging sie von mir und zu dem Feldfeuer hin, wo zwei Studenten und ein Beamter immer dasselbe langweilige Lied leierten: „Ach, warum betrogst du mich?"

„Habe ich Ihnen weh getan?" erkundigte ich mich, voll Verlegenheit über des Mädchens Schweigen.

Es antwortete sanft: „Nein. Sie — sind nicht besonders geschickt. Immerhin... danke ich Ihnen natürlich..."

Mir schien, der Dank sei unaufrichtig.

Ich pflegte ihr nicht oft zu begegnen, aber nach diesem Ereignis wurden unsere Begegnungen noch seltener, bald verschwand sie gänzlich aus der Stadt, und ich traf sie erst nach vier Jahren auf einem Schiff wieder.

Sie kehrte von einem Wolgadorf, wo sie den Sommer verbracht hatte, in die Stadt zu ihrem Mann zurück, war guter Hoffnung, hübsch und lose gekleidet, auf dem Hals trug sie eine lange Goldkette und eine Brosche, groß wie ein Orden. Sie war hübscher und voller geworden und glich einem Schlauch voll kaukasischen Weines, wie solche von munteren Georgiern auf den heißen Plätzen von Tiflis feilgeboten werden.

„Nun," sagte sie, als wir in freundschaftlichen Gesprächen der Vergangenheit gedachten. „Nun bin ich verheiratet und so..."

Es war Abend. Auf dem Fluß glänzte das Spiegelbild der Himmelsröte. Die schaumige Spur des Dampfers verschwamm als breiter roter Spitzenstreifen in der blauen Ferne des Nordens.

„Ich habe schon zwei Kinder, erwarte das dritte," sprach sie im stolzen Ton eines Meisters, der sein Werk liebt.

Auf ihrem Schoß lagen Orangen in einer gelben Papierdüte.

„Und — soll ich's Ihnen sagen?" fragte sie, mit ihren dunklen Augen zärtlich lächelnd. „Wären Sie damals bei dem Heuschober, erinnern Sie sich, etwas kühner gewesen — — hätten Sie mir — — ei nun, etwa einen Kuß gegeben — — ich wäre heute Ihre Frau — — Ich habe Ihnen — — ja doch gefallen? Komischer Kauz, um's Wasser sind Sie gelaufen — — oh, Sie — —"

Ich erzählte ihr, daß ich mich benommen hätte, wie es in den Büchern steht, und daß nach der Schrift, die zu jener Zeit für mich heilig war, das ohnmächtige Mädchen zuerst mit Wasser bewirtet werden mußte. geküßt aber erst dann werden durfte, wenn es die Augen öffnete und ausrief: „Ach, wo bin ich?"

Sie lachte ein wenig, dann sagte sie nachdenklich:

„Das ist ja eben das Unglück, daß wir immer nach der Schrift leben wollen — — — Das Leben ist breiter, klüger als die Bücher, mein Herr — — — Das Leben gleicht den Büchern gar nicht — — — ja, ja — — —"

Sie nahm eine Orange aus dem Papierbeutel, betrachtete sie aufmerksam und warf stirnrunzelnd hin: „Der Schuft hat mir doch eine faule hineingeschmuggelt — — —"

Und sie warf die Orange mit einer linkischen Bewegung über Bord, — ich sah, wie der gelbe Ball sich in der Luft drehte und dann im roten Schaum verschwand.

„Nun, und jetzt, leben Sie noch immer nach der Schrift?"

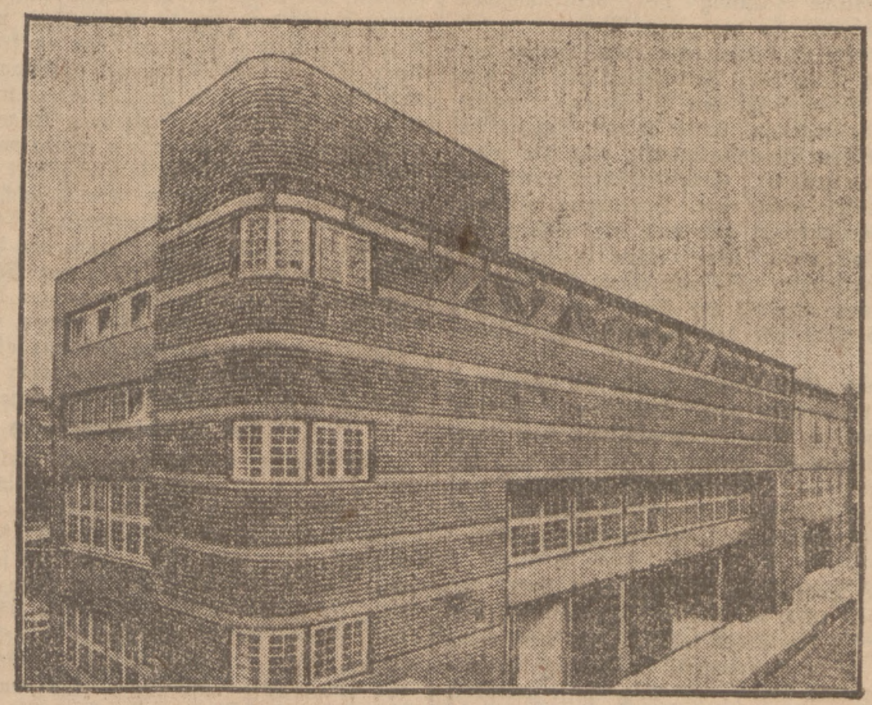
Ich schwieg, sah nach dem Ufersand hin, den der Sonnenuntergang flammend rot färbte, und weiter nach der Leere der rotgoldenen Wiesen. Umgekippte Boote lagerten auf dem Sand, wie große tote Fische. Auf dem Gold des Sandes ruhten die Schatten trauriger Weiden. Weit draußen in den Wiesen standen in Hügeln die Heuschober; ich gedachte ihres Vergleiches: „Wie eine afrikanische Wüste, und die Heuschober sind die Pyramiden."

Sie schälte eine zweite Orange und wiederholte in einem überlegenen Tone und gleichsam strafend:

„Ja, ja, ich wäre jetzt Ihre Frau — — —"

„Ich danke," sagte ich, „ich danke Ihnen."

Und mein Dank war aufrichtig.



Neuzeitige Architektur

Das neue Theatermagazin der Städtischen Bühnen in Hannover.

Sento O'Hanas Frau

Von Leopold Wendt.

Sento O'Hana und seine Frau Olga waren 21 Tage lang am Ufer des Sebouflusses geritten auf dem Weg von Taza nach Rabat. Sie hatten in Sefrou, in Fez und zuletzt in Meknes die Esel gewechselt. Sie waren müde und überanstrengt, als sie den Mamora-Wald hinter sich hatten und die Störche zwischen den Schußlöchern der alten Seeräuberfestung Kasba erblickten.

Sento O'Hana sah seine Frau an.

Die Störche dort vor ihnen glichen Schildwachen, rotschnabligen wachsamen Hütern.

„Sei ruhig, Sento," sagte sie und ritt ganz dicht neben ihn. „Sei nicht bange..."

Bei der Stadtmauer stiegen sie ab, luden ihre Bagage auf einen Wagen, und während Sento die Esel verkaufte, fuhr Olga in das Hotel beim Hassanturm.

Dies alles war kein Scherz, das wußte sie.

Aber die Sache mußte ja zu Ende geführt werden.

Sie durchdachte alles noch einmal.

Sento O'Hana wurde von der französischen Polizei wegen unerlaubten Waffenhandels gesucht.

Während vieler Jahre hatte er in geschäftlicher Verbindung mit dem alten Riffhäuptling Raisuli gestanden, und hatte ihm auch während des letzten Aufstandes Waffen verkauft.

Sento O'Hana war Portugiese — also was ging ihn das schließlich an, meinte Olga, und hatte ihm dabei geholfen, das Geld zu verdienen. Außerdem liebt sie ihn.

Sie glaubte, daß kein Mann der Welt ihm gleichen könne...

Wenn sie ihn erwischten — bedeutete es seinen Tod.

Sie hatten von Taza fliehen müssen und hofften hier in Rabat einen Schoner zu finden, der sie nach Gibraltar bringen könnte, von wo aus sie nach Südamerika zu reisen beabsichtigen.

Es würde schon alles gehn...

Olga O'Hana zwang sich dazu, alles in günstigster Beleuchtung zu sehn, als sie aus ihrem Wagen stieg und das Hotel betrat.

Sie hatte sich kaum zehn Minuten in ihrem Zimmer aufgehalten, als es an die Tür klopfte.

Das ist Sento, dachte sie und öffnete.

„Guten Tag!" sagte eine Stimme, die sie seit langer Zeit nicht gehört hatte.

„Gott — das ist ja Cesar Pinto," rief sie. „Komm herein, wie ist es dir in all den Jahren ergangen?"

Der Fremde blickte sie an.

„Wie du schön geworden bist, Olga," stammelt er. „Ich stand im Vestibül als du kamst, und ich erkannte dich sofort. Sonderbar, daß wir uns hier treffen müssen..."

— — — Wie bist du schön geworden.

Sie ging zur Tür und drehte den Schlüssel herum.

„Und weißt du — was geschehen ist...?"

„Ja" — erwiderte er schnell. „Das weiß ganz Marokko. Wie konntet Ihr es wagen, hierher zu kommen. Seid Ihr denn vollkommen wahnsinnig?"

„Und du, Olga?" Seine Stimme bekam einen andern Klang. „Entsinnst du dich noch, als du allein mit deiner Mutter nach Casablanca kamst. Ihr hattet niemanden außer mir. Ein Jahr später, als wir das kleine Haus in Moulay bauten, starb sie, und du versprachst ihr, bevor wir ihr die Augen zudrückten, daß du dich mit mir verheiraten würdest..."

„Da kam er eines Tages — und — du gingst fort."

Sie sah ihn an.

„Cesar, ich konnte nicht anders..."

„Und jetzt — sind — sieben — Jahre vergangen."

„Sind sieben Jahre vergangen... das erinnere ich gar nicht — vergib mir, Cesar, vergib — ich bin so glücklich."

Indem sie sich erhob, um ihm ihre beiden Hände zu reichen, donnerten harte Schläge gegen die Tür. Sie fuhren zusammen.

„Wer ist das?"

„Das ist die Polizei. Du mußt sofort öffnen!"

Olga O'Hanas Gesicht wurde leichenblaß. Schreckerstarrt suchten ihre Augen die Cesars. Sie warf sich auf den Boden und brach in gottsjämmerliches Schluchzen aus.

„Du mußt mir helfen, Cesar, du mußt mir helfen," schrie sie.

Im selben Augenblick wurde die Tür schon zertrümmert.

Zwei marokanische Polizisten stürzten auf Cesar Pinto zu und legten ihm Eisenfesseln an.

„Sie sind arretiert, Sento O'Hana."

Cesar Pinto blickte Olga an, folgte ihren Augen, die sich auf einen Mann hefteten, der plötzlich im Türrahmen auftauchte.

Das war Sento O'Hana.

„Wer sind Sie?" fragten die Marokkaner.

„Das ist Cesar Pinto," sagte Olga, „ein Jugendfreund von mir."

„Und denke dir, — Cesar, denke dir: — sagte sie ganz laut, „... man hat meinen Mann festgenommen..."

Aus der Geschichte der Todesstrafe

Man ging dem Henker wie dem Aussätzigen aus dem Wege.

Von Friedrich Wendel.

Die heute der Todesstrafe zugrundeliegende Anschauung, daß der Mörder ein Schädling sei, der unter allen Umständen vernichtet werden müsse, hat nicht zu allen Zeiten bestanden. So überwiegt beispielsweise bei den meisten germanischen Völkerschaften des Altertums der Grundsatz des Loskaufs: einem Manne, der einen anderen erschlagen hat, wird freigestellt, ob er an die Familie des Getöteten eine Buße in Vieh, Getreide, Metall oder sonstigen Wertgegenständen leisten oder der Blutrache durch die Angehörigen jener Familie verfallen will. Meist wurde der Loskauf vorgezogen. Hingegen kannten die alten Germanen die Todesstrafe für eine Reihe von Verbrechen, die späteren Zeiten als relativ geringfügige Delikte erschienen sind. So wurden Ehebrecher, Ehebrecherinnen und Sittlichkeitsverbrecher in einem Sumpf erstickt, Hochverräter wurden je nach Schwere des Delikts erschlagen, gehenkt oder zwischen Balken zerquetscht, Baumfrevler verfielen der entsetzlichen Strafe des sogenannten Ausdärmens. Die Eingeweide des Verbrechers wurden um einen Baum gewickelt und er selber um den Baum getrieben. Die uns völlig unverständliche Schwere der Strafe für eine bloße Sachbeschädigung erklärt sich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen der markgenossenschaftlichen Gesellschaft; wer sich an einem Baum verging, ihn unberechtigt fällte oder ihm die Rinde abschälte, verging sich am Gemeineigentum, es war so ziemlich das schwerste Delikt, das begangen werden konnte.

Im griechischen Altertum hat die an dem Philosophen Sokrates vollzogene Todesstrafe (er mußte den Giftbecher leeren) geschichtliche Bedeutung erlangt. „Verbrechen" des Sokrates: er verderbe die Jugend durch falsche Lehre und hetze die Leute auf. Die römische Republik kannte während breiter Partien ihrer Geschichte die Todesstrafe an einem römischen Bürger nicht — hingegen wurde die Todesstrafe an Sklaven schon wegen geringfügiger Vergehen vollzogen. Viele Geschichtschreiber haben in diesem Verhältnis — Sicherheit des römischen Bürgers vor der Todesstrafe, ausschließliche Anwendung beim Sklaven — einen Beweis für die ethische Höhe Roms erblicken wollen. Leider stimmt das gerade von diesem Gesichtswinkel aus nicht: man ist sich heute einig darüber, daß die antike Welt an der Institution der Sklavenwirtschaft, an der rechtlichen Stellung des Sklaven und all ihren demoralisierenden Folgen für das gesamte öffentliche Leben zugrunde gegangen ist. Die gewöhnliche Strafe für den aufsässigen Sklaven war die Kreuzigung. Der Prätor Marcus Crassus, dem die militärische Niederwerfung des Sklavenaufstandes des Spartakus gelang, ließ längs der Straße von Capua nach Rom 6000 gefangene Sklaven ans Kreuz schlagen. Die Strafe wurde in der Weise vollzogen, daß man Füße und Hände des Verurteilten an den Balken eines aufgerichteten Kreuzes festnagelte, häufig wurden aber auch nur Beine und Arme an den Balken festgebunden, man ließ den Gekreuzigten in dieser Lage hängen, bis der Tod nach furchtbaren Qualen durch Erschöpfung eintrat, was tagelang dauern konnte.

Im Mittelalter wurde die Todesstrafe für sehr geringfügige Vergehen verhängt. Viele Volkssagen beklagen, daß Unschuldige dem Henker zum Opfer fielen. In manchen Gegenden bestand die eigentümliche Sitte, daß zum Tode Verurteilte durch Frauen und Mädchen, die erklärten, den Verbrecher heiraten zu wollen, freigemacht werden konnten. Ein sehr bedeutsamer Zug des frühmittelalterlichen Rechts ist, daß die Vollstreckung eines Todes-

urteils durch die ganze Gemeinde, die das Urteil gefällt hatte, zu erfolgen hatte. Das ist nicht etwa der Ausdruck einer Kollektivrache, man hat vielmehr viele Anhaltspunkte für die Annahme, daß man damit die ernste Verantwortung, die die Fällung eines Bluturteils bedeutete, allen Richtenden möglichst eindringlich zu Gemüt führen und im übrigen Bluturteile möglichst selten machen wollte. Noch im 12. Jahrhundert mußten sämtliche Bürger oder Bauern einer Gemeinde, in der ein Todesurteil gefällt worden war, den Strick des Henkers bei der Hinrichtung mit einer Hand berühren.

Der schlagende Beweis aber dafür, daß man in der Todesstrafe eine sinn- und zwecklose Barbarei zu erblicken geneigt war, wird durch die gesellschaftliche Achtung des berufsmäßigen Henkers geliefert, die bezeichnend für das ganze Mittelalter und auch für spätere Jahrhunderte ist. Man ging dem Henker wie einem Aussätzigen aus dem Weg, jede Berührung mit ihm und durch seine Hand war ein Schimpf für den Berührten, er mußte abseits von der Gemeinde wohnen, hatte keinen Zutritt zu Wirtshäusern und öffentlichen Veranstaltungen, auch die Mitglieder seiner Familie waren geächtet. Eine Berührung mit dem dem Tode Verfallenen entehrte nicht, eine Berührung mit dem Henker immer. Sehr bemerkenswert sind auch die vielfach bezeugten Ausbrüche des Volkszorns über einen ungeschickten Henker; gelang es dem Scharfrichter nicht, mit einem Schlage den Kopf vom Rumpf zu trennen oder riß der Strick beim Hängen, so war das Leben des Henkers vor der Erregung der Menge nicht sicher.

Unter dem Einfluß der „Aufklärung“ kamen bei einzelnen Fürsten vernünftigere Anschauungen zum Durchbruch. Maria Theresia von Oesterreich hob die Todesstrafe auf, ihr Nachfolger schloß sich ihr an. Der Gegner der Kaiserin, Friedrich, der angeblich Große, von Preußen, war begeisterter Anhänger der Todesstrafe, wie denn dieser Liebling unserer Deutschnationalen vom wahren Geist seines Freundes Voltaire im Grunde völlig unberührt geblieben war.

Aufgehoben wurde die Todesstrafe in Portugal 1867, in Holland 1870, in der Schweiz 1874, in Italien 1890, in Brasilien 1896, in Kolumbien 1897. In Frankreich sollte sie, nachdem man etwa ein Jahrzehnt lang jedes Todesurteil in Gefängnisstrafe oder Deportation umgewandelt hatte, 1908 abgeschafft werden, leider fehlte dem entscheidenden Parlamentsbeschluß eine knappe Stimmenzahl und es blieb beim alten.

Ueberaus rückständig in der Beurteilung der Todesstrafe ist Nordamerika. Zwar gibt es einzelne Staaten, die sie abgeschafft haben, die Minderheit der Staaten aber wendet sie an, seit 1910 etwa sogar in der scheußlichen Form der Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl, der den Tod erst nach furchtbaren Qualen eintreten läßt. In aller Erinnerung ist noch die Hinrichtung der beiden Italiener Sacco und Vanzetti, deren angebliche Mordschuld durch einen überaus löcherigen Indizienbeweis zurechtkonstruiert wurde.

Tausende von Schwarzen sind durch das Lynchverfahren, dessen Beweiserhebung eine lächerliche Farce darstellt, unschuldig ums Leben gekommen. Kenner der Lynchjustiz und der Ku-Klux-Klan-Organisation berichten auch, daß in diesen Geheimbünden der Sadismus Orgien feiere. Und um das widerliche Bild zu vervollständigen, sie berichtet, daß zu den eifrigsten Fürsprechern der Todesstrafe die meisten Geistlichen der verschiedenen amerikanischen Sekten gehören.

Kulturbilder aus Montevideo

Sonderbericht von Max Winter.

Die Parks.

Montevideo hat eine ganze Reihe großer, schöner Parks. In einem dieser, im jüngsten, im Prado, wurde voriges Jahr auch eine Beethoven-Büste aufgestellt, so wie in der brasilianischen Stadt Porto Alegro, die ihren für öffentliche Sitzkonzerte bestimmten Platz vor dem Regierungsgebäude mit einer Beethoven-Büste schmückte. In diesen Parks gibt es Naturwunder zu schauen, wie längs der herrlichen Küstenstraße, die nach Carasco hinausführt, dem größten Strandbad und Spielerhotel Montevideos. In Buenos Aires gab es früher auch die Roulette. Aber seit dort das Glücksspiel untersagt ist, kommen die Söhne und Väter des reichen Buenos Aires und alle anderen, die einmal ihr Glück mit der rollenden Kugel versuchen wollen, gern nach Montevideo hinüber, ein wenig vom Glücksspiel zu naschen. Für diese ist freilich die Naturschönheit nur ein Rahmen, den sie kaum sehen. Was scheren diese Menschen die Trompetenbäume, die Cedrons, die Pfeifensträuche und Glycinien, was machen die sich aus dem fast heiligen Baum der Uruguayaner und Argentinier, aus dem großen, mächtigen Schattenbaum Ombu, was aus den Eukalyptuswäldern, was aus den mächtigen Phylodren, die ihre Luftwurzeln zur Erde senden, aus den vielen herrlichen Akazien und Mimosenarten und aus all den seltsamen Bäumen und Früchten, deren eine den Namen Negerohr führt, welcher Name auch auf den Baum übergegangen ist.

Der schönste Badestrand der Welt.

Es ist eine andere Welt, die Welt des betäubenden Genusses, die sich in Carasco ein Stelldichein gibt. Wenigen von diesen Menschen gilt selbst der Strand etwas, dieser schönste und größte Badestrand der Welt, den man sich denken kann. Mächtig breit ist er der See vorgelagert und so dicht geschlagen ist der feine Sand vom Wasser, daß die Autos diesen Strand als herrlichste, staubfreie Straße nützen, die sich dreißig Kilometer weit dehnt, einmal freilich von einem zufließenden Wasserlauf unterbrochen. Aber die Frauen und Kinder der Reichen, sie nützen diese Gelegenheit. Sie lassen sich im Auto irgendwo hinausführen in diese Strandeinsamkeit und wandeln dann das Auto in die Badehütte oder sie fahren schon von der Stadt im Badeanzug weg und genießen nicht weit ab von der Stadt das Strandleben. Wer weniger Zeit hat und wer sich das Auto nicht leisten kann, der findet — und das sind sehr segensreiche Einrichtungen der Stadt — zwanzig Minuten vom Mittelpunkt aus im eleganten Autobus erreichbar, zwei andere große Strandbäder, die denn auch an den heißen Januar- und Februarabenden von Tausenden und aber Tausenden bevölkert sind. Besonders die Kinder finden hier ihr Paradies. Die Bäder sind frei. Es kann jeder hineingehen, der will und den Strand nützen. Das ist besonders für die Kinder eine herrliche Gelegenheit zu gesunden. Ueberhaupt die Kinder! Denen geht es gut, soweit nur überhaupt die Eltern halbwegs in der Lage sind, für ihre Ernährung zu sorgen. Diesen Kindern ist ungebundene Freiheit geschenkt. In den Parks gibt es für sie die Ausnahme, daß sie den „heiligen Rasen“ betreten und auf ihm spielen dürfen, auf den Spielplätzen gibt es Schaukeln und Turngeräte und auch im Bad oder auf dem Strand ist für allerlei Kurzweil gesorgt. Irgendwo habe ich in einem Seebad auch Schaukeln über dem Wasser gesehen, von denen aus in weitem Bogen ins Wasser zu fliegen, ein besonderer Genuß sein muß — zumal dann, wenn es Tag um Tag seine 30 Grad Celsius im Schatten hat.

Freiluftschulen.

Uruguay hat einen aus der Opposition hervorgegangenen sehr jungen Unterrichtsminister. Herr Henrique Rodriguez Fabrigat zählt erst dreiunddreißig Jahre. Er war früher Lehrer und wurde dann Journalist und Politiker. Er ist ernstlich bemüht, die schlimmste Krankheit des Landes, den Analphabetismus, zu bekämpfen und den Kindern zu dienen, nicht nur durch Errichtung guter und schöner Schulen. Wir gehen auch in einen Kindergarten, der nun nach der Methode Montessori umgewandelt werden soll. Schon ist projektiert, die Bänke zu entfernen und jedem Kinde mit Tisch und Sesselchen die so notwendige Bewegungsfreiheit zu schenken. Hoffentlich läßt der junge Minister nicht auch die Projektkrankheit Herr über sich werden, hoffentlich wird ihn hier dieselbe Tatkraft begleiten und beseelen wie bei den Freiluftschulen, für die die Regierung wunderbare alte Parks mietet oder erwirbt, in denen dann ein Kinderhundert ein herrliches Leben ungebundener Freiheit führen kann. In einer solchen Waldschule, mitten in der Stadt, halten wir Einkehr. Die Kinder kommen um 9 Uhr morgens. Das erste ist, daß ihnen frische Milch kredenzt wird. Mittags können sie Fuhren auflegen von nahrhaften und guten Speisen. Suppe, eine Teigwarenspeise, Fleisch und Gemüse und eine Süßigkeit. Alles in reicher Menge. Nach dem Essen bezieht jedes Kind seinen Liegestuhl und dann gibt es wieder Spiel und Lustbarkeit. Duschbäder, Erzählstunden und Lehrgänge durch den Garten und die nötigen Unterrichtsstunden im Freien, auf einem herrlichen Platze unter alten Schattenbäumen. Die Kinder gedeihen großartig. Abends fahren sie wieder mit der Straßenbahn heim. Für alles das kommt die Regierung kostenlos auf, und die Einnahmen aus den Spielerträgnissen sind es, die hier, wie bei der Erhaltung der Spitäler, Verwendung finden.

Gewehr bei Fuß gegen den Sozialismus.

An Uruguay ist viel von Freiheit die Rede und doch werden vor dem 1. Mai Jahr um Jahr die Straßen mit Sand bestreut, auf daß die Pferde der in den Kasernen in Bereitschaft stehenden Soldaten auf dem Asphaltpflaster bei Attacken nicht stürzen mögen, und so weit geht die Sorge um die Freiheit, daß zum Beispiel eine sozialistische Protestversammlung auf dem Theaterplatz, die dem Ministerium des Aeußern unbequem war, verboten wurde, weil vom Besitzer des Platzes — der Theaterdirektion — nicht eine Bescheinigung beigebracht werden konnte, daß er die Erlaubnis zur Abhaltung der Versammlung auf „seinem“ Platze gebe.

Die Trennung der Kirche vom Staate ist so streng durchgeführt, daß man auch einige Dinge beobachten kann, die lustig anmuten. Auf dem Hauptplatz der Stadt steht eine Kirche, deren Uhr steht. Warum wird sie nicht aufgezogen? Sie müßte repariert werden. Die Kirche gehört der Religionsgemeinschaft, die Uhr aber der Stadt. Diese will die Uhr der Kirche nicht schenken und die Kirche läßt die Uhr nicht reparieren, wenn sie ihr nicht geschenkt wird. So wissen die Montevideer wenigstens auf diesem Platze nicht, wieviel es geschlagen hat, dieselben Montevideer, die sonst ein so fortschrittlich einfaches und nachahmenswertes Zeitzeichen eingeführt haben. Um 8 Uhr abends wird täglich das elektrische Licht in der Stadt eine Sekunde lang schwächer. Jeder richtet sich dann seine Uhr. Das ist amerikanisch praktisch und sollte überall nachgeahmt werden. Wie Staat und Kirche zueinander stehen, dafür gibt es auch auf dem Friedhof der Reichen eine seltsame Sache. Einst gab es dort eine Kapelle. Heute ist an diesem Eigentum der Stadt kein Kreuzeszeichen zu sehen und der Bau dient auch nicht mehr als Kapelle. Aber die Kraft, ein Krematorium zu errichten, mutete sich die Stadt noch nicht zu.

Soll man nach Uruguay auswandern?

Alle diese Zeichen noch unvollendeter Entwicklung, diese Zeichen eines sozialen und kulturellen Gärungsprozesses, muß man auch sehen, wenn man jemanden gewissenhaft beraten soll können, ob er nach Uruguay auswandern soll oder nicht. Die Regierung scheint sich heute noch nicht sonderlich um die Einwanderung zu bekümmern, sonst hätte sie dem Beispiel Buenos Aires und der Blumeninsel in Rio de Janeiro folgend, das alte, schmutzige, feuergefährliche Einwandererhotel von Montevideo längst schon durch das projektierte neue ersetzen müssen. Im Arbeitsministerium war man nicht gerade entzückt darüber, als man hörte, daß ich das schlechte Einwandererhotel schon gesehen hätte. Aber vorbeiführen an solchen Dingen kann man doch den Fremden nicht, der ins Land kommt, um zu sehen, ob schon soviel Kultur dort heimisch ist, daß sich auch europäische Arbeiter wohl fühlen könnten. Wer die Kraft hat, sich durch böse Widrigkeiten durchzukämpfen, und wer etwa als Handwerker (vielleicht auch als Gemüsegärtner) sein Glück versuchen will, der versuche es immerhin. Für Handlungsgehilfen und geistige Arbeiter aller Art ist nur dann an dem schönen Strande Platz, wenn sie hingerufen werden oder wenn sie ihre Stellung schon früher durch Vertrag gesichert haben. Leichter wird es Frauen gemacht, zumal wenn sie gelernte Hausgehilfinnen, besonders wenn sie gute Köchinnen sind, und auch Ehepaaren, denen es nicht selten möglich ist, im Hausgehilfinnenzimmer der Frau zusammenwohnen zu dürfen. Dadurch sparen sie fürs erste die Miete und können langsam in die neue Heimat hineinwachsen, die Uruguay vielen tausenden Europäern bereits geworden ist und täglich von neuem wird.

Romantik, die man überschätzt

Es gibt auch unintelligente Verbrecher. — Das Publikum macht es ihnen leicht. — Detektivkniffe.

Seit jeher ist auch das Interesse des großen Publikums an der Person des Verbrechers selbst groß, und es ist nicht nur Neugierde, sondern bei nicht wenigen geradezu eine Art, wenn man so sagen darf, liebevolles Interesse. Man umgibt die Verbrecher nicht selten mit einem romantischen Schimmer, betrachtet sie als wohlorganisierten Staat im Staate. Und gerade für die gefährlichsten Verbrecher hat man oft Sympathiekundgebungen von seiten eines gewissen Teiles des Publikums erlebt, dem man dies eigentlich nicht zugetraut hätte. Aber dieser romantische Schimmer besteht meist nur in den Augen des fernstehenden Publikums. Die Fachleute, die Kriminalisten, wissen längst, wie wenig hiervon in Wirklichkeit zutrifft. Vor allem ist es, wie der Berliner Kriminalkommissar von Liebermann, dessen im Archiv für Kriminologie niedergelegten Studien den hier angeführten Tatsachen zugrunde liegen, mit Recht betont, ganz falsch,

wenn man zum Beispiel alle Einbrecher für Menschen hält, die, mit hervorragender Intelligenz begabt, technisch glänzend ausgerüstet, das Einbrechen gewissermaßen als Künstler betreiben.

Es gibt mehr unintelligente als intelligente Einbrecher, mehr Pfuscher als Künstler unter ihnen. Gerade diese Ueberschätzung ist die Ursache dafür, daß ein nicht geringer Teil des Publikums resigniert denkt: „Was nützen Schlösser und Sicherheitsvorrichtungen? Die Einbrecher sind ja alle so geschickt, daß sie trotzdem spielend leicht durchkommen.“

Das ist ganz unrichtig. Gerade ein großer Teil der Einbrecher, die „Tageseinbrecher“, welche bei Tage dort einbrechen, wo sie vermuten, daß niemand zu Hause ist, würden sich oft schon durch ein gutes Kunstschloß abhalten lassen, einzubrechen, weil sie sich auf das zeitraubende Aufbohren und Aufbrechen von Korridorschlössern bei Tage in dichtbewohnten Häusern gar nicht einlassen können. Meist finden sie aber ganz einfache Türschlösser, die sie in wenigen Sekunden öffnen können, so daß es ihnen zuweilen möglich ist, in kurzer Zeit mit dem ganzen Einbruch fertig zu werden. So machen es auch die Herren

„Sonntagnachmittagseinbrecher“.

Sie finden meist leicht die Stellen, wo Geld, Schmuck usw. aufbewahrt sind, und lassen die übrigen Möbel meist in Ruhe. Kommen dann die Bestohlenen nach Hause und erblicken die Bescherung, so wundern sie sich, daß die Einbrecher nicht erst alles aufbrachen und durchwühlten, bevor sie das Richtige fanden, woraus dann der falsche Schluß gezogen wird, das müßten Leute gewesen sein, die sie gut kennen. Im Gegenteil! Wenn innerhalb kurzer Zeit mehrere solche Diebstähle in der Stadt vorkommen, so muß man immer damit rechnen, daß es zugereiste, gewerbsmäßige Einbrecher gewesen sind. Auch daß die Einbrecher abergläubischer sein sollen, als andere Menschen, wie viele behaupten, stimmt nicht.

Dagegen haben sich manche bewährte alte Einbrechergewohnheiten unvermindert erhalten, so zum Beispiel das „Kaspern“. Das ist nämlich eine ganz bestimmte Art des Anklopfens, ein Kratzen und Trommeln mit den Fingern an der Tür, das als Erkennungszeichen für Verbrecher gilt. Eine andere Gewohnheit der Berufs-Kasseneinbrecher besteht darin, daß sie ihre Werkzeuge nicht in eine Reisetasche, sondern in zwei lange Leinwandbeutel stecken, die durch einen Riemen miteinander verbunden sind. Dieser Riemen wird unter dem Mantel um den Hals gelegt, und beide Beutel hängen rechts und links von der Brust unter dem Mantel. Und ebenso, wie der kundige Kriminalbeamte selbst „kaspert“, um bei einem Einbrecher unvermutet einzudringen, so macht er sich auch diese Gewohheit zunutze.

Der Detektiv fährt zum Beispiel in der Straßenbahn.

Neben ihm stehen zwei Leute, von denen er weiß, daß sie Einbrecher sind. Der Wagen biegt um eine scharfe Ecke, die Fahrgäste schwanken, der Detektiv schwankt auch. Er schwankt sogar sehr (weil absichtlich), fällt auf seinen Nachbar, bittet höflich um Entschuldigung, und — fühlt bei dieser Gelegenheit nach, ob dieser unter dem Mantel nicht die ominösen zwei Beutel trägt. Findet er sie, so weiß er schon: „Aha, die sind wieder auf einer neuen „Geschäftstour“!“ Ein gewiegter Kriminalbeamter wird auch nicht, wie dies manche Anfänger tun, seine Erkennungsmarke an die Uhrkette hängen. Denn sonst kann es ihm passieren, daß der Verbrecher, mit dem er sich aus beruflichen Gründen angebiedert hat, ihm plötzlich „zum Scherz“ die Uhrkette aus der Tasche zieht, und dort richtig die vermutete fatale Erkennungsmarke findet, worauf es natürlich sofort aus ist mit der schönen neuen Freundschaft. Auch den Dienstrevolver tasten die Verbrecher beim Kriminalbeamten gern ab, und zwar in einer ganz anderen als der üblichen „Revolvertasche“. Mit solchen niedlichen Ueberraschungen muß also gerechnet werden.

Das wären so einige kleine Streiflichter von dem ununterbrochenen Kampf gegen den recht üppig blühenden Zweig des Verbrechertums. Was von diesem Kampf und seinen Methoden in die Oeffentlichkeit dringt und dringen darf, kann natürlich immer nur ein geringer Teil hiervon sein.

Weingartner 65 Jahre alt

Der Komponist und Dirigent Felix Weingartner vollendet am 2. Juni sein 65. Lebenjahr.

Die telephonische Konsultation

Schwedischer Humor.

Eine Frau telephonierte an ihren neuen Hausarzt, ihr Mann sei krank. Er klage über starke Uebelkeit und heftige Schmerzen am Hinterkopf. Der Doktor fand nach der Beschreibung deutliche Zeichen von Malaria.

„Und was soll er tun?“ fragte die Frau.

Im selben Augenblick kam ein anderer Teilnehmer in die Leitung und die Frau hörte folgende Antwort eines Ingenieurs, der mit einem Mühlenbesitzer sprach:

„Es scheint mir, daß die Innenseite mit einer Rostkruste von ansehnlicher Dicke belegt ist. Am besten ist es, Sie lassen ihn abends kalt werden, und bevor Sie ihn am anderen Morgen anheizen, nehmen Sie einen kräftigen Hammer ud tun einige kräftige Schläge auf die Außenseite. Dann nehmen Sie eine Spritze mit recht kräftigem Strahl und spritzen auf die am schlimmsten mitgenommenen Teile. Ich glaube, daß das helfen wird.“

Der Doktor wundertesich, daß er nie wieder etwas von Malariapatienten hörte.

Deutschnational. In der Grundschule behandelt der Lehrer nach allen Regeln der Methodik den Spruch: „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt wohlgehen!“ — Der kleine Hans, Sohn eines höheren Richters, soll ihn am nächsten Tag wiederholen und spricht die goldenen Worte: „Bleibe fromm und halte dich rechts, denn solchen wird's zuletzt wohlgehen!“



Freigewerkschaftliche Rundschau



Müssen wir arm sein?

Die „Kargheit der Natur“ verurteilt die große Masse zur ewigen Armut, und erlaubt nur einer kleinen Oberschicht, im Wohlstand zu leben — das war die Ansicht, die man der aufstrebenden Arbeiterschaft entgegenhielt, eine Meinung, die schon das ganze Mittelalter hindurch und Jahrtausende in der Geschichte zurück geherrscht hatte. Heute ist die „Kargheit der Natur“ überwunden, „so daß die Lösung der sozialen Frage im Sinne einer ausreichenden Versorgung aller Menschen unmittelbar in den Bereich der Möglichkeit gerückt ist.“ Von dieser Grundtatsache geht Fritz Tarnow, der Vorsitzende des Holzarbeiterverbandes, Mitglied des Reichswirtschaftsrates und der Enquetekommission, aus, der in einer Broschüre: „Warum arm sein?“ die wirtschaftliche Lage untersucht.

Wenn heute die Lebenshaltung der Arbeiterschaft noch durchaus unbefriedigend ist, so liegt das nicht mehr an einem eisernen Muß, sondern ist eine Folge der Sinnlosigkeit der gegenwärtigen Wirtschaftsverfassung und der wirtschaftspolitischen Rückständigkeit der Unternehmer.

Die tatsächliche Leistung der Wirtschaft ist zweifellos stark gestiegen. Die Zahl der Arbeitshände wächst stärker als die Zahl der Verbraucher. Seit 1907 hat sich die Bevölkerung nur um 13,5 Prozent vermehrt, die Erwerbstätigen aber haben um 28,5 Prozent zugenommen. Noch weit auffallender ist die technische Ausrüstung der Arbeit verbessert worden. Seit 1907 darf man mit einer Verdreifachung der motorischen Kräfte rechnen! Dazu kommt, daß die Verbesserung der Arbeitsmethoden den Wirkungsgrad der dauernd wachsenden menschlichen und maschinellen Arbeitskraft fortgesetzt steigern. In den Vereinigten Staaten ist in den wenigen Jahren von 1919 bis 1925 die Erzeugung in der Lebensmittelindustrie von 100 auf 143,2 gestiegen, in der chemischen Industrie von 100 auf 153,2, in der Stein-, Ziegel- und Glasindustrie von 100 auf 155,6, in der Fahrzeugindustrie von 100 auf 220,0! Bei Ford hat sich die Produktion in den sechs Jahren von 1913 bis 1919 vervierfacht! Deutschland kennt leider keine allgemeine Produktionsstatistik. Aber einzelne Beispiele beweisen, daß die Verhältnisse hier, wenn man die Störungen durch Krieg und Inflation berücksichtigt, nicht ungünstiger liegen. So wurden für die deutsche Roheisenerzeugung die Kopfleistung innerhalb eines Jahres (von August 1925 bis August 1926) um 31 Prozent, in der Stahlerzeugung um 44 Prozent gesteigert.

Aber noch viel größer als die tatsächliche Leistung ist die mögliche Leistungsfähigkeit der Wirtschaft. Alles spricht dafür, daß wir nicht am Ende, sondern am Anfang einer Entwicklung stehen. Warum kann diese Leistungsfähigkeit, die jetzt schon eine ausschlaggebende Hebung der Lebenshaltung des ganzen Volkes ermöglichen und einen für unsere gegenwärtigen Verhältnisse ungeahnten Aufstieg sichern könnte, nicht zur Entfaltung kommen?

Das Unternehmertum hat dem deutschen Volk lange ein Rezept gegen die materielle Not verschrieben: Mehr sparen und länger arbeiten! Es gibt für eine Volkswirtschaft nichts Sinnloseres als dieses Verfahren. Nehmen wir an, daß sich das deutsche Volk einfach mit dem vorhandenen Wohnraum begnügen und, um zu sparen, keine Neuwohnungen bauen würde. Die Folgen wären: Erliegen des Baugewerbes, Millionen von Arbeitslosen und fast völlige Entwertung allen Baukapitals Oder nehmen wir an, wir würden an Brot sparen, die Folge wäre eine unübersehbare Krise in der Landwirtschaft, die natürlich auf die Industrie übergreifen müßte. Diese Art zu sparen ist offenbar sinnloseste Verschwendung! Sie führt nicht zu einer Entfesselung der produktiven Kräfte, sondern zu einer Lähmung der Wirtschaft. Die Lösung der Frage, wie eine ausschlaggebende Hebung der Lebenshaltung erfolgen könne, muß von einer ganz anderen Seite angepackt werden. So sagte der amerikanische Wirtschaftsschriftsteller Garret: „Die Frage: Wie können wir genug produzieren? gibt es heute nicht mehr. Dieses Problem haben wir gelöst. Die Frage lautet heute: Wie können wir das, was hergestellt wird, verkaufen?“

Zweck der Wirtschaft ist die Deckung des Verbrauches. In einer sinnvoll geordneten und geleiteten Wirtschaft muß eine Steigerung der Erzeugung zu einer entsprechenden Hebung des allgemeinen Wohlstandes führen. Wie die Dinge jetzt stehen, „müssen die meisten Menschen erzittern, wenn die Produktion wächst“. Mit der Steigerung der Kopfleistung wird die Belegschaft der Werke abgebaut, und drückt als industrielle Reservearmee auf die Arbeitsbedingungen der noch Schaffenden. Die Unternehmer selbst werden durch Ueberproduktion, für die keine kaufkräftigen Abnehmer vorhanden sind, ständig von der Krise bedroht.

Es gibt nur einen Ausweg aus diesem widernatürlichen Zustand: Zug um Zug mit der Steigerung der Produktion muß eine entsprechende Erhöhung des Absatzes stattfinden, was nur durch Hebung der Kaufkraft der breiten Massen, also durch Erhöhung der Löhne möglich ist. Ja, da der Umfang der Produktion nicht von der Produktionsmöglichkeit, sondern von der Absatzmöglichkeit bestimmt wird, muß die Auslösung des wirtschaftlichen und damit gesellschaftlichen Fortschrittes von der Seite des Absatzes erfolgen. Die Hebung der Kaufkraft ist der einzige Weg zur Entfesselung der produktiven Kräfte!

Die heutigen Mißstände sind nicht notwendig mit dem kapitalistischen System verknüpft. Sie beruhen auf einer Fehlleitung von Kapital, die, wenn nicht ganz, so doch weitgehend beseitigt werden kann. Die übertriebenen Kapital- und Unternehmergewinne, die von ihren Nutznießern natürlich nicht in Konsumgüter verbraucht werden können, und darum in Produktionsmitteln angelegt werden, führen zu einer unnatürlichen Aufblähung des Produktionsapparates, während die gedrückten Löhne die Massenkaufkraft nicht nachkommen lassen. Das Ziel der Wirtschaft ist aber nicht der Produktionsapparat, sondern die Ware, oder, wie Tarnow sagt, nicht der Backofen, sondern das Brot. Backöfen, für die keine Verwendung besteht, sind wertlos, und der Aufwand für sie ist Verschwendung.

Tarnow kommt zu dem Schluß, daß wir arm sind, weil wir nicht verstehen, den verfügbaren Reichtum zu benutzen. Schuld daran ist in erster Linie der kurzsichtige Widerstand des Unternehmertums gegen die Hebung der Kaufkraft, und zur Ueberwindung dieses krankhaften Zustandes führt die gewerkschaftliche Arbeit

G. H.

Lohnbewegungen in Deutsch- und Polnisch-Oberschlesien

Unter unseren polnischen Bergarbeitern bestehen manchmal sehr komische Auffassungen, sei es in der einen oder anderen Sache. Was auf der deutschen Seite Gültigkeit hat, hat noch lange keine Gültigkeit bei uns in Polnisch-Oberschlesien. Um ein jedes bißchen Recht muß der Bergarbeiter kämpfen mit Hilfe seiner Organisation. Wir sehen, daß in Deutsch-Oberschlesien die Bergarbeiter lange Zeit um eine Lohnerhöhung kämpfen und haben nicht nachgelassen, bis etwas erreicht wurde. Es ist ihnen durch den Schlichter folgendes zugebilligt worden:

Schiedsspruch 1 (Kohlenbergbau).

1. Die sämtlichen Löhne im oberschlesischen Kohlenbergbau werden um 7 Prozent erhöht.
2. Die Löhne der Kokereiarbeiter werden denen der Grubenarbeiter gleichgestellt.
3. Diese Erhöhung tritt am 1. Juni 1928 in Kraft.
4. Der so entstehende Tarif läuft bis zum 31. Mai 1929. Er ist zu diesem Termin und von diesem Termin an mit Monatsfrist kündbar.
5. Erklärungsfrist 29. Mai 1928, vormittags 10 Uhr.

Schiedsspruch 2 (Erzbergbau).

1. Der Lohn, der im Erzbergbau tätigen Uebertagearbeiter wird in folgender Weise erhöht. Von 50 Pfg. auf 56 Pfg., von 40 Pfg. auf 45 Pfg. und sonst entsprechend mit Ausnahme der weiblichen Arbeiter, von denen die unter 20 Jahre alten 3 Pfg. je Stunde, die über 20 Jahre alten 5 Pfg. je Stunde zugelegt bekommen.

   Der Lohn der Untertagearbeiter wird um 9 Prozent erhöht.
2. Diese Erhöhung tritt am 1. Juni 1928 in Kraft.
3. Der so entstandene Tarif läuft bis zum 31. Mai 1929. Er ist zu diesem Termin und von diesem Termin an mit Monatsabschluß kündbar.
4. Erklärungsfrist 29. Mai 1928, vormittags 10 Uhr.

Schiedsspruch 3.

1. An Stelle von Abs. 1 und 2 des Absatzes 1 B der Lohnordnung tritt folgende Bestimmung:

   Gedinge-Arbeiter erhalten einen Mindestlohn. Auf diesen hat jeder Gedingearbeiter in jedem Falle einen Anspruch außer bei offenbar absichtlicher Zurückhaltung der Arbeitsleistung (passiver Resistenz). Der Mindestlohn ist der tarifliche Schichtlohn.

   Die Gedinge sind so zu vereinbaren, daß auf einer Werksanlage im Durchschnitt einer Gruppe wenigstens 10 Prozent über den tariflichen Schichtlohn verdient werden.

   Diese Bestimmungen gelten auch für den oberschlesischen Erzbergbau.

Gleiwitz, den 22. Mai 1928.

Außer dem Schiedsspruch Nr. 3 sind alle von seiten der Arbeitgeber sowie Arbeitnehmer dem Schlichter gegenüber abgelehnt worden. Der Schiedsspruch Nr. 3 wurde von Arbeitnehmerseite angenommen, da derselbe eine wesentliche Verbesserung bezüglich des Mindestlohnes enthält. Gegen eine Erhöhung des Mindestlohnes haben Vertreter der Arbeitgeber starken Protest eingelegt.

In der am 1. Pfingstfeiertag, den 27. Mai 1928, vormittags 10 Uhr, im Volkshaus in Beuthen O.-S. stattgefundenen Betriebsräte- und Verbandsfunktionäre-Konferenz wurden die Schiedssprüche angenommen.

*

Nun wird uns mitgeteilt, daß die Arbeitgeber diesen Schiedsspruch abgelehnt haben, doch vielleicht werden sie damit kein Glück haben, denn die Sache ist prenzlich. Es gärt stark unter den Belegschaften.

Unsere Bergarbeiter in Polnisch-Oberschlesien kämpfen nicht um Lohnerhöhung, sondern kämpfen unter sich im tiefen Schacht um leere Kohlenwagen, um recht viel fördern zu können. Sie sind heute den Bergarbeitern aller Länder ein Dorn im Auge geworden; sehr fromm, aber hinterlistig.

Sie bewegt sich doch!

Albert Thomas zur Internationalen Arbeitskonferenz.

Der 11. Internationalen Arbeitskonferenz, die am 30. Mai in Genf begann, ist von Albert Thomas, dem Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, ein Bericht vorgelegt worden. Er enthält eine Fülle interessanten Materials über die Tätigkeit des Amtes und über den Fortschritt der internationalen Sozialpolitik. Besser aber als diese Fülle eines schließlich noch nur für den Fachmann bestimmten Materials gibt die Schlußbetrachtung, die Albert Thomas anstellt, der breiten Oeffentlichkeit einen Begriff über die Bedeutung der internationalen Arbeitsorganisation. Und mehr noch: Albert Thomas zeigt vor allem der Arbeiteröffentlichkeit in packenden Worten den Vormarsch der sozialpolitischen Idee; er zeigt, daß der trotz aller technischen und organisatorischen Wunder scheinbar ewige Kreislauf der kapitalistischen Ordnung der Dinge dem Aufstieg der Arbeiterschaft mehr und mehr Raum geben muß.

Der Bericht betont Thomas, unterscheide sich von seinen Vorgängern schon dadurch, daß er nicht mehr von Anfechtungen der Zuständigkeit und des Wirkungskreises des JAA. zu sprechen brauche. Acht Jahre des Wirkens hätten anscheinend weitgehend die Vorurteile zerstreut und die Bedenken gegenüber dem JAA. beschwichtigt. Die Internationale Arbeitsorganisation habe somit Bürgerrecht erlangt in einer Welt, an deren Wiederaufbau sie auf der Grundlage der Gerechtigkeit mitzuwirken wünsche. Natürlich habe alles moralische Ansehen nur Wert und Dauer, wenn es benutzt werde, um das anvertraute Werk zu fördern. Wie stehe es hiermit? Nun, die internationale Arbeitsgesetzgebung schreite, wenn auch langsam, voran. Noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1927 sei der Fortschritt sehr langsam gewesen. Jetzt aber sei das Marschtempo lebendiger geworden. Von Tag zu Tag würden neue Ratifizierungen gemeldet. Für das Jahr 1928 sei eine gute Ernte zu erhoffen. Im Bereich der Sozialversicherung z. B. setze sich unter dem Einfluß des Arbeitsamtes der Gedanke der Verantwortlichkeit der Berufsgemeinschaft, den die Gesetzgebung mancher Länder früher nicht kannte, fortschreitend durch. Wenn auch das einheitliche Arbeitsgesetzbuch auf internationaler Grundlage noch fehle, und wenn auch gewiß noch Jahre vergehen würden, bis es im Weg der Ratifizierungen Tatsache geworden sei, so regelten doch die Staaten mehr und mehr ihre nationale Gesetzgebung nach gemeinsamen Grundsätzen im gleichen Geiste. Rückschläge seien selbstverständlich unvermeidlich. So habe die letzte Konferenz die Frage der Koalitionsfreiheit nicht bis zur zweiten Erörterung bringen können. Dennoch seien die bedeutsamen Anstrengungen in dieser Richtung hin wertlos gewesen. Die Arbeitnehmerverbände selbst hätten sich in den Erörterungen der Konferenz des gemeinsamen Sehnens nach Einigkeit der Arbeiterschaft der Welt stärker bewußt werden können, und sie hätten ersehen können, welche Stellung die Arbeiterschaft im Rahmen der industriellen Gemeinwesen zu erreichen im Begriffe stehe.

Was ist nötig, fragt Thomas, damit die Internationale Arbeitsorganisation schneller voranschreitet? Seine Antwort lautet: Neben der Befriedigung des Sach- und Personalbedarfs dürfe vor allem die nicht allzu große Schar derer, die im Glauben an eine soziale Gerechtigkeit am Werke sind, nicht lässig werden in diesem Glauben und nicht schwach im Wollen. Vor allem müßten die Arbeitermassen selbst mehr durchdrungen werden von der Bedeutung des Genfer Werkes für die Hebung der Menschheit. Immer enger verknüpfen sich die Fragen des Arbeiterschutzes mit politischen und sittlichen Problemen, an denen die JAO. nicht gleichgültig vorübergehen könne. Und neben den technischen Fragen gebe es auch noch eine Frage nach der Seele des Arbeiters. Wenn man die Arbeiter zur Mitwirkung aufrufe, wie könne man da dem tragischen Zwiespalt teilnahmslos gegenüberstehen, der für die Arbeiter auf der einen Seite aus den Gedanken der neuzeitlichen Demokratie und auf der anderen aus den Folgen der industriellen Entwicklung erwachse. Man stehe vor einem erschütternden Schauspiel: In allen Ländern dieses aus der Tiefe emportastende, zähe, schon von erfreulichen Erfolgen gekrönte Ringen der einzelnen Arbeiter und ihrer Verbände, überall Sehnsucht nach einem besseren Sein, nach einem menschlicheren Leben, und zugleich neue Bedrohungen dieses Aufstiegs durch veränderte Arbeitsverhältnisse, durch neue Verfahren zur Steigerung der Produktion, durch Rationalisierung der Arbeit! Gerade von diesen Fragen, schließt Albert Thomas seine Betrachtung, muß die Alltagsarbeit des JAA. ausgehen. Die ersten Schritte des Arbeiterschutzes, die Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit sind vor hundert Jahren vielleicht aus einem zeitweisen Aufschrecken des öffentlichen Gewissens erwachsen. Heute kann das Werk der internationalen Arbeitsgesetzgebung mit seinen Bindungen von Staat zu Staat, mit seinen segensreichen Folgen für die Festigung des internationalen Friedens, nur herauswachsen aus dem steten, zielbewußten und umfassenden Wirken aller, die guten Willens sind.

Unsere Macht.

Die Gewaltherrschaft des Kapitals bringt die Sehnsucht nach Befreiung von dieser Gewaltherrschaft in den Volksmassen ständig mehr zum Erwachen. Not und Ausbeutung zwingen die Arbeiter der ganzen Welt zum Kampfe für erträglichere Lebensbedingungen und für eine bessere Zukunft. Nach langem Suchen haben die arbeitenden Millionen heute fast überall erkannt, daß die Organisation, der Zusammenschluß, der einzige Weg ist, daß die auf Grund der bewährten gewerkschaftlichen Organisation gewonnenen Methoden die Mittel sind, die uns zum Ziele führen können. Diese Methoden heißen: Aufklärung der Volksmasse, ihre Erziehung zum Klassenbewußtsein, zur Disziplin und zur Solidarität.

Die Früchte der gewerkschaftlichen Erziehungsarbeit sollen sich zeigen in der sich ständig verdichtenden Vereinigung zur Abwehr kapitalistischer Gewaltsakte. Die Begriffe Solidarität und Disziplin, die die Triebfedern der Gewerkschaftsbewegung darstellen, haben in der Gedankenwelt der Arbeiterschaft tiefgehende Wurzeln geschlagen. Ihre Verankerung und gesteigerte Entwicklung im Hirn der Arbeiterschaft ist der Aufgaben allerwichtigste, da sie die grundlegenden Voraussetzungen zur erfolgreichen Durchführung aller Kämpfe darstellen.

In der modernen Gemeinschaft sind zwei Naturgesetze vorherrschend: der Kampf ums Dasein und der wechselseitige Beistand. Und der Kampf ums Dasein und ums tägliche Brot erweist sich gerade heute als besonders scharf und erbittert. Dieser Kampf stellt die Menschen und die Klassen einander gegenüber. Darum sollten gerade in der Arbeiterklasse, in deren Mitte er am schonungslosesten auftritt, Gegensätze am wenigsten zum Ausdruck kommen. Sie, als der gesellschaftlich und wirtschaftlich schwächere Teil des Volkes, ist ganz besonders darauf angewiesen, zusammenzuhalten, neben den eigenen persönlichen Interessen auch die Interessen der Gesamtheit zu beachten, um den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, das Kapital, in fest zusammengeschweißter Front aufzunehmen.

Gilt schon die alte Wahrheit, daß der alleinstehende Arbeiter weder vorwärts kommen, noch sein Schicksal zu ändern und zu fördern vermag, dann gilt in erhöhtem Maße, daß der alleinstehende Arbeiter der kapitalistischen Ausbeutung rettungslos verfallen und in solchem Grade geschwächt ist, daß es ihm an jeder Möglichkeit gebricht, sein Los und seine Interessen zu bessern. Das Zusammenhalten und die Disziplin hingegen geben selbst dem Allerschwächsten Kraft und befähigen ihn nicht nur zur Abwehr, sondern auch zu Angriffen und zu erfolgreicher Durchführung von Kämpfen im Interesse einer verbesserten Lebenshaltung. Die Wünsche und Forderungen des alleinstehenden Arbeiters können vom Unternehmer jederzeit abgelehnt werden und dem Arbeiter droht jederzeit die Gefahr einer ohne weiteres erfolgenden Entlassung. Ganz anders aber ist die Situation für den Unternehmer einer organisierten Masse gegenüber, die ihn zwingt, die an ihn gestellten Forderungen ernsthaft zu prüfen.

Die Arbeiterschaft ist nur im Rahmen der Gemeinschaftlichkeit, nur durch gegenseitige Unterstützung und nur durch die Macht der Solidarität imstande, im Interesse und zum Schutz einer verbesserten Lebenshaltung von Erfolg gekrönte Kämpfe auszutragen. Mit Hilfe der Kraft, die klassenbewußte und disziplinierte Solidarität verleiht, kann sie alles erreichen, ohne sie aber gar nichts, ohne sie kann sie im Gegenteil in vollkommenste Versklavung zurücksinken. „Wissen macht frei!“ Dieser marxistische Leitsatz führt die Arbeiterschaft zur Solidarität und Disziplin und befähigt sie zum zielbewußten erfolgreichen Klassenkampf dem Kapital gegenüber. Das Ringen zeitigt freilich nicht gleich von heute auf morgen seine Ergebnisse, es erfordert auch Opfer und Leiden. Manche glauben schon nach kurzem Organiertsein auf bessere Lebensverhältnisse rechnen zu können und lassen beim Ausbleiben sofortiger Erfolge die Organisation unzufrieden im Stich. In der Gewerkschaftsbewegung begegnen wir leider nur zu häufig dieser Erscheinung, die sich nur als Folge von Unwissenheit erklärt. Die Leistung ununterbrochener erzieherischer und

aufklärender Arbeit ist daher von größter Wichtigkeit. Nur das Wissen befähigt den Menschen zu Ausdauer und Opferbereitschaft. Ebenso ist es das Wissen einzig und allein, das die Disziplin und Solidarität gewährleistet und Macht und Unbesiegbarkeit im Gefolge trägt. Durch die Disziplin wird die Einheitlichkeit sichergestellt, die unerläßlich ist im Kampfe gegen das kapitalistische System. Ohne die Vereinigung von Wissen und Disziplin ist an einen Erfolg nicht zu denken. Ohne die Disziplin würde jeder tun, was ihm beliebt, ohne Disziplin kommen wir nur zur Zersplitterung und Zügellosigkeit.

Der Begriff der Disziplin wird freilich noch vielfach diskreditiert. Die Arbeiterschaft bedarf jedoch keiner zwangsläufigen Zucht, wie sie beim Militär geübt wird. Unsere Disziplin ist eine freiwillige, die wir selbst auf uns nehmen, die wir uns nicht aufzwingen lassen. Sie ist berufen, der Gesamtheit, den Interessen der Gemeinschaft zu dienen. Unsere Disziplin bezweckt nicht die Anbetung und Vergötterung einzelner, sondern den Wohlstand und die Befreiung aller Arbeitenden. Und dieser Disziplin wird sich jeder Organisierte und für die Organisation Kämpfende in freudiger Bereitschaft freiwillig unterwerfen.

Gemeinsames Schicksal, gemeinsames Leid und gemeinsame Ziele — diese Momente sind es, die die Arbeiterschaft zur Opferfreudigkeit und Disziplin anfeuern. Sie sind die Triebkräfte der Gewerkschaftsbewegung. Disziplin und Solidarität, die brüderlich in gleicher Erde wurzeln, sind die machtvollsten Stützen der modernen Arbeiterbewegung. Wir haben die Pflicht, jeden Kollegen, jede Kollegin, die unwissend umhertappen und umherirren, aufzuklären, damit sie dem erhabenen Gedanken zugänglich werden, daß die Organisation die beste Waffe der Arbeit bedeutet, sie zu Selbstbewußtsein, zu Disziplin wie zu Mitkämpfern für unsere Sache zu erziehen.

Wenn wir diese Dinge vor Augen behalten, werden wir erreichen, wonach jeder strebt: Freiheit, Gleichheit und verbesserte Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse. Selbstbewußtsein, Disziplin und Solidarität sind also die Faktoren, auf denen unsere Zukunft gegründet ist.

Rundfunk

Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. — 12: Zeitzeichen und Berichte. — 15,30: Vortrag, übertragen aus Warschau. — 16: Religiöser Vortrag. — 16,40: Landwirtschaftlicher Vortrag. — 17: Konzert, übertragen aus Warschau. — 18,30: Verschiedene Berichte. — 19,15: Technischer Vortrag. — 19,50: Opernübertragung aus Posen. — 22: Zeitzeichen und Berichte. — 22,30: Tanzmusik.

Montag. 17: Berichte. — 17,20: Geschichtsstunde. — 17,45: Kinderstunde. — 18,15: Tanzmusik. — 18,55: Englische Lektüre. 19,15: Verschiedene Nachrichten. — 19,35: Vortrag. — 20,30: Konzert, übertragen aus Warschau. Anschließend die Abendberichte.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12: Uebertragung von der Kirche „Notre Dame“. Zeitzeichen und Wetterbericht. — 12,10: Uebertragung aus Warschau. — 14: Vorträge. — 15,15: Programm von Warschau. — 19,10: Vorträge. — 20,30: Abendkonzert. — 22: Programm von Warschau. 22,30: Konzertübertragung.

Montag. 12: wie vor. — 17,20: Vortrag. — 17,45: Uebertragung aus Warschau. — 19,30: Französischer Unterricht. — 20,30: Uebertragung aus Warschau.

Posen Welle 344,8.

Sonntag. 10,15: Gottesdienst, übertragen aus Wilna. — 12: Vorträge. — 12,50: Pressenachrichten. — 15,15: Sinfoniekonzert, übertragen aus der Warschauer Philharmonie. — 17,20: Vortrag. — 17,50: Kinderstunde. — 18,30: Plauderei in französischer Sprache. — 19,50: Uebertragung aus dem Opernhaus. Anschließend: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 13: Schallplattenkonzert. — 17,20: Vortrag. — 17,45: Nachmittagskonzert. — 19,15: Französischer Unterricht. — 19,35: Vortrag. — 20,30: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. Anschließend die Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. — 12: Zeitzeichen, Uebertragung von der Krakauer Kirche „Notre Dame“, verschiedene Berichte. — 15,30: Vorträge. — 17: Konzert (slawische Musik). — 19,10: Vortrag über Bulgarien. 19,50: Opernübertragung aus Posen. Anschließend Berichte. — 22,30: Tanzmusik.

Montag. 12: Zeitzeichen, Berichte und Schallplattenkonzert. — 16: Vorträge. — 17,45: Kinderstunde. — 18,15: Uebertragung von Tanzmusik. — 19,35: Französischer Unterricht. — 20,15: Konzert (polnische Musik). Anschließend die Abendberichte.

Gleiwitz Welle 329,7 — Breslau 322,6

Allgemeine Tageseinteilung:

11.15: Wetterbericht Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.15—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten *). 12.55: Nauener Zeitzeichen. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.45: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung *). 15.30: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten. 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabend). 18.45: Wetterbericht anschließend Funkwerbung *). 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.15—24.00: Tanzmusik (Zwei- bis dreimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 3. Juni. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.00—10,00: Morgenkonzert. 11,00: Evangelische Morgenfeier. 12.00: Finnische Tonsetzer. 14,00: Rätselfunk. 14.10: Stunde des Landwirts. 14,35: Schachfunk. 15,00—15,30: Märchenstunde. 15,30—16,00: Englische Lektüre. 16,00—18,00: Unterhaltungskonzert. 18,25: Wetterbericht. 18,30 bis 18,55: Abt. Welt und Wanderung. 18.55—19.20: Uebertragung aus Gleiwitz: Stunde der Zeitschrift „Der Oberschlesier“. 19,20—19,45: „Berliner Theaterereignisse der letzten Spielzeit.“ 19,45—20,15: Abt. Medizin. 20,30: Volkstümliches Konzert. 22,00: Die Abendberichte. 22,30—24,00: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik der Kapelle Rajos Beela.

Montag, den 4. Juni. 16,00—16,30: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Heimatkunde. 16.30—18,00: Polnische Musik. 18.00—18,30: Elternstunde. 18.30—18.55 Abt. Staatskunde. 19.25—19,50: Abt. Flugwesen. 19,50—20,15: Blick in die Zeit. 20,30—21,15: Uebertragung aus Gleiwitz: Liederstunde. 21,15 bis 22,00 Humor und Tragik der Zeit. 22.00: Die Abendberichte und Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

General-Versammlung des Bundes für Arbeiterbildung.

Die Bundes-Generalversammlung findet am 3. Juni, vormittags 9 Uhr, im großen Saale des Volkshauses in Königshütte statt. Die Tagesordnung umfaßt:

1. Bericht über die Tätigkeit des verflossenen Jahres.
2. Bericht über die Kassengestaltung des verflossenen Jahres.
3. Freie Aussprache.
4. Neuwahl.
5. Anträge.

Zu dieser Generalversammlung entsenden die Ortsgruppen nach den Satzungen den engeren Vorstand der Ortsgruppe, sowie je zwei Delegierte des der Ortsgruppe angeschlossenen Kulturvereine.

Bismarckhütte. Am Sonnabend, den 2. Juni 1928, ½8 Uhr abends, findet im D. M. V.-Büro, ul. Krakowska 29, die statutenmäßige Generalversammlung des B. f. A. Ortsgruppe Bismarckhütte, statt. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Neuwahl des Vorstandes. 3. Anträge zur Generalversammlung am 3. Juni in Krol. Huta. 4. Verschiedenes.

Versammlungskalender

Auswahl-Chor H.

Sonntag, vorm. 9 Uhr, Probe in Königshütte im Volkshause.

Kattowitz. D. M. V. Am Sonntag, den 3. Juni 1928, vormittags 10 Uhr findet im Zentralhotel, Kattowitz, eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: 1. Referat des Kollegen Kuzella über Invaliden- und Altersversicherung in unserer Organisation. 2. Verschiedenes. In Anbetracht des aktuellen Referats ist es unbedingt Pflicht aller Mitglieder pünktlich und vollzählig zu erscheinen. Gäste willkommen. Die Ortsverwaltung.

Kattowitz. Freidenker. Sonntag, den 3. Juni, nachmittags 3 Uhr, findet im Zentralhotel die fällige Monatsversammlung statt.

Bismarckhütte. Freidenker. Sonntag, den 3. Juni, vormittags 9½ Uhr, findet im Lokal Paschek in Krol.-Huta, Tempelstraße 35, die fällige Monatsversammlung des Freidenkervereins Bismarckhütte statt.

Eichenau. D. S. A. P. Sonntag, den 3. Juni, vormittags 10 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. im bekannten Lokal. Ref.: Sejmabg. Gen. Kowoll.

Nikolai. Freie Sänger. Gesangstunde abends 8 Uhr, Dienstag 5. Juni.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Werbet ständig neue Abonnenten!